

Marlies Blauth,
Mädchen-Straßenbahn

experimenta

07/08/2025

Herausgegeben von Prof. Dr. Mario Andreotti und Rüdiger Heins

**„In der Arbeit des Schreibens
zeigt sich der Mensch“**





... und es bleibt dabei ...

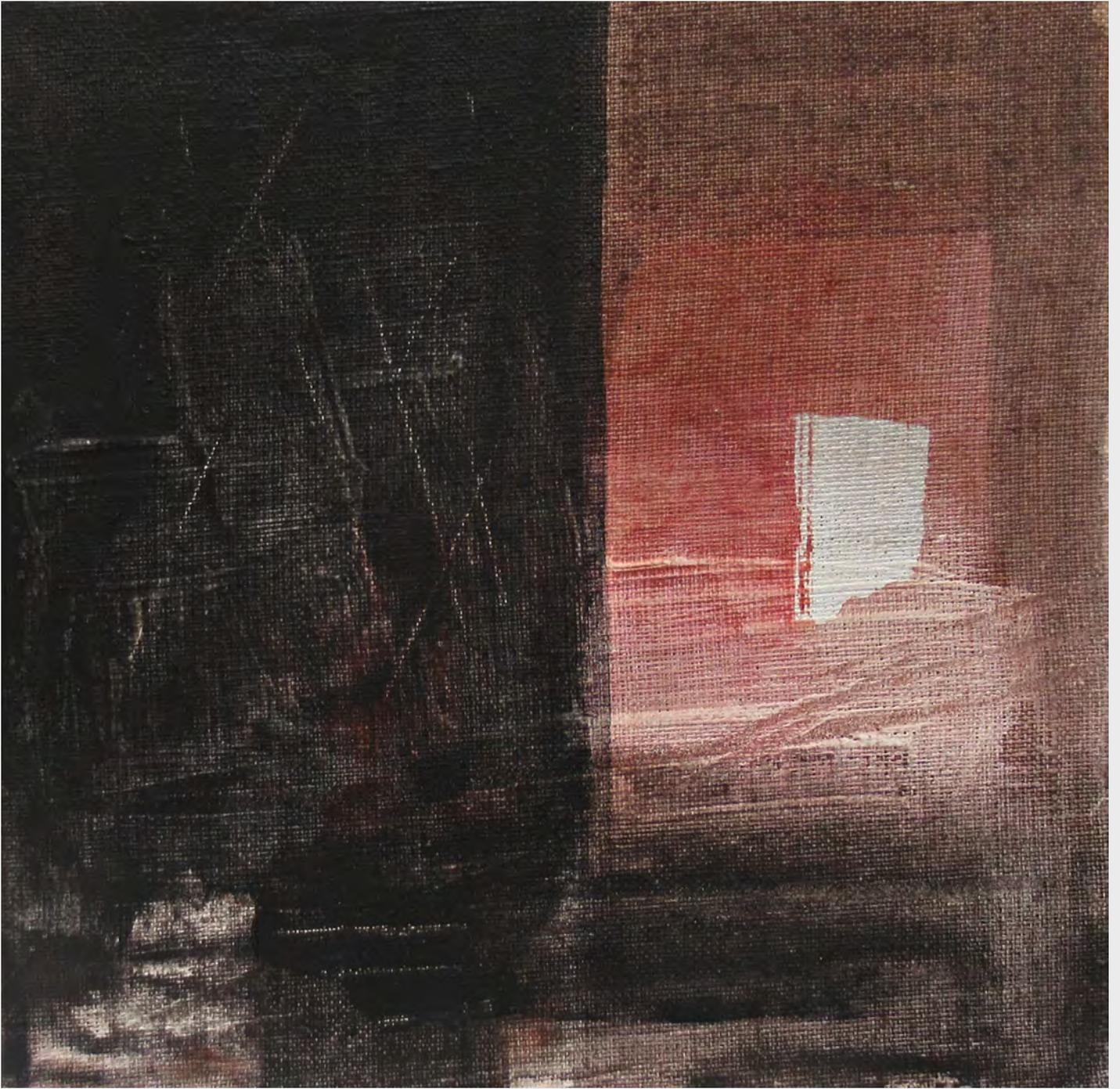
Sie finden die
eXperimenta auch
auf Facebook und
Instagram.

Inhalt

Titelbild	Marlies Blauth, Mädchen-Straßenbahn
Peter Reuter	3 Editorial, „In der Arbeit des Schreibens zeigt sich der Mensch.“
Mario Andreotti	5 Essay, „So viel Schreiben war noch nie“
Erich Pfefferlen	6 „Über das Schreiben, Schreibende und das Leben“
Renate Schauer	8 „Der Mensch zeigt sich wandelbar und bleibt doch derselbe“
Jonas von der Beutelratte	9 „Stürmisches Gemüt“
Tim Tensfeld	10 Schreibmaschinengestade
	12 Literatin des Monats: Anna Zepick
Jens-Philipp Gründler	13 „Wo das Papier geduldig den Aufstand probt“ - Interview mit Anna Zepick
Kerstin Riechert	18 „Das Interview“
Kerstin Riechert	19 „Bei Tagesanbruch
Andreas Rumler	20 „– DAS FLOSS“
Helmut Blepp	22 „Alter Poet“, „Verspätete Inventur“
Hillebrand Eleonore	23 „ich stehe im wort X“
Marianne Schaufler	24 „Ausgemachte Spuren“
Švitrigaila Conrad	25 „Das Fenster ins Hirn“
Erich Pfefferlen	26 „Gedichte helfen - zum Frieden hin, vielleicht“
Barbara Schleth	28 „WORTE“
Jürgen Strasser	29 „PAPIER UND STIFT“
Peter Reuter	30 „Federhalter ...“, „Sinnliches Schreiben ...“
	32 Lebensläufe
Benjamin Baumann	34 Essay, „Warum also politische Lyrik?“
	36 Künstler des Monats: Marlies Blauth
Marianne Schaufler	37 „Zwischen Ordnung und Chaos eine Position beziehen“ - Interview mit Marlies Blauth
Ralph Roger Glöckler	44 „Max und die Künstler“
Reiner Engelmänn, Bernadette Boos	50 „Den Zeitzeugen ein Gesicht geben“
Katharina Dobrick	54 Rezension, „GRÜN: DER ÜPPINGEN“, Annette Rümmele
Katharina Dobrick	55 Rezension, „„NEUER TAG – ICH KOMME““, Claudia Freund
Annette Rümmele	56 „LOSLASSEN Wie man das Alter mit Gelassenheit schafft“, ein Essay von Anton Hunger
Katharina Dobrick	58 Kulturachrichten, Frank Witzel erhält den Joseph-Breitbach-Preis 2025
Mario Andreotti	59 Schwaben Akademie Irsee, Die Dichtung unserer Epoche
	61 Impressum

Die eXperimenta kann für 14 € (zzgl. 3 € Porto) auch als Druckausgabe (Einzelheft) bestellt werden:

Mail: abo@experimenta.de – Bitte Ihre Postadresse bei der Bestellung angeben.



Marlies Blauth, Landschaft

Liebe uns lesende Menschen, guten Tag.

Wieder gilt es Dank zu sagen für Interesse und Aufmerksamkeit, welche Sie uns zukommen lassen. Es ist uns ein stetiges Vergnügen, für Sie zu schreiben und uns mit Ihren Reaktionen zu beschäftigen. Danke für all Ihre Einwürfe und Bemerkungen zur eXperimenta und zu unserer Arbeit. Das Sommerheft ist stets ein besonderes, weil es ausnahmsweise zwei Monate betrifft, nämlich den Juli und den August. Auch in unserem Jubiläumsjahr ist dies der Fall. Ein besonderes Thema haben wir uns für diesen Sommer einfallen lassen:

„In der Arbeit des Schreibens zeigt sich der Mensch.“

Ein Kaleidoskop der Literatur, welches Ihnen für den Urlaub Freude und auch die Möglichkeit des Nachdenkens schenken will, ist es geworden. Nun, wir hoffen dies zumindest.

Arbeit im philosophischen Sinn ist ein Prozess der bewussten schöpferischen Auseinandersetzung des Menschen. Sinngeber sind selbstbestimmte und eigenverantwortlich handelnde Menschen mit ihren individuellen Bedürfnissen, Fähigkeiten und Anschauungen. Rahmen hierfür sind die aktuellen Naturgegebenheiten als auch die gesellschaftlichen Arbeitsbedingungen.

Schreiben bezeichnet das Aufzeichnen von Ziffern und Buchstaben, Schriftzeichen und musikalischen Noten. In der übertragenen Bedeutung versteht man darunter auch den kreativen Prozess des Verfassens von lyrischen und poetischen Texten.

Den hohen Ansprüchen des Schreibens, welche oft mehr als Arbeit sind, widmen wir uns auch in dieser Ausgabe gerne und wünschen Ihnen beim Studieren und auch Genießen des Magazins viel Vergnügen. Uns hat das Gestalten und Schreiben dieser Ausgabe sehr viel Freude gemacht. Und wenn Sie sich mit eigenen Beiträgen bei uns zu Wort melden wollen, so sind Sie herzlich dazu eingeladen. Schicken Sie uns Ihren Beitrag. Erreichen können Sie uns unter redaktion@experimenta.de. Haben Sie ferner bitte Verständnis dafür, dass wir nicht jede Einreichung berücksichtigen können – und bleiben Sie uns gewogen.

Gute Grüße Ihnen.

Ihr Peter Reuter schreibt Ihnen dies.



So viel Schreiben war noch nie

Mario Andreotti

Es wird heute immer weniger gelesen. So ein beliebter Gemeinplatz von Publizisten, Bildungspolitikern, Lehrern und sonstigen Pädagogen, den wir alle zur Genüge kennen. Wo man vermeintlich immer weniger liest, da müsste logischerweise auch immer weniger geschrieben werden. Doch das Gegenteil ist der Fall: Es wird heute, wie zu keiner Zeit vorher, geschrieben, was das Zeug hält, so dass Günther Berg, der Leiter des renommierten Hamburger Hoffmann & Campe Verlages, im «Hamburger Abendblatt» gar behaupten konnte, Schreiben sei zu einer Art Freizeit- und Volksbetätigung geworden. Allein in deutscher Sprache kamen, gemäß Jahresbericht des Deutschen Buchhandels, letztes Jahr über 82000 Neuerscheinungen auf den Markt; darunter befanden sich über 15000 belletristische Werke, also Romane, Erzählungen, Lyrikbände, Theaterstücke usw. Und dies in rund 450 Verlagen. Nicht ein-gerechnet sind dabei all die vielen Publikationen, die in reinen Dienstleistungsverlagen, bei denen sich die Autorinnen und Autoren an den Herstellungskosten beteiligen, oder gar im Selbstverlag erscheinen.

Keine Frage: Gerade heute versuchen sich auffallend viele als belletristische Autorinnen und Autoren. Ja, die Zahl derer, die zu schreiben beginnen, ist derart angewachsen, dass der deutsche Literaturkritiker Volker Hage über einen im «Spiegel» erschienenen Essay den Titel setzen konnte: «So viel erzählen war noch nie». Schreiben erscheint offenbar für viele als etwas Leichtes, weil es an sich ja nichts kostet, man keine Filmausrüstung, keine Ölfarben braucht, kein jahrelanges Üben auf einem Instrument nötig ist. Deshalb, und selbstverständlich noch aus weit anderen Gründen, probieren es so viele. Den Verlagen und ihren Lektoren obliegt dann die gnadenlose Auslese.

Der Drang zum Schreiben gründet aber noch tiefer und reicht weiter. Die Evolutionsbiologen vermuten seinen Ursprung im Verfolgen der Tierfährten in der Natur, das allmählich zur Entstehung von Schriftzeichen geführt hat, denen Bedeutungen zugeordnet wurden. Mit dem Übergang von der prähistorischen Zeit zu den ersten Hochkulturen im Vorderen Orient um 3000 v.Chr., etwa zu den Sumerern und den Ägyptern, setzt die Wiedergabe der Sprache durch die Schrift ein. Die Schrift und damit das Schreiben, ursprünglich zur Sicherung von Kaufverträgen und aus kultischen Gründen, entspringt einem urmenschlichen Bedürfnis. Wer schreibt, der erliegt gleichsam der Magie einer fiktiven Welt, indem er sich für einen Augenblick aus dem Korsett der bürgerlichen Vorschriften befreien kann. Ganz schwerelos, nur in der Phantasie, kann er sich vorstellen, was Konvention und gesellschaftliche Tabus ihm sonst verbieten. Schreibend kann er die eigene Identität überdenken, sein Dasein in der Welt mit fremden Erfahrungen vergleichen und mit geträumten Bildern in Parallelwelten abtauchen. «Schreiben ist eine köstliche Sache; nicht mehr länger man selbst zu sein, sich aber in einem Universum zu bewegen, das man selbst geschaffen hat»: Dieser Schlüsselsatz von Gustav Flaubert definiert die existentielle Bedeutung des Schreibens und der Literatur. Das Schreiben erlaubt durch die Kraft der Phantasie die instinktive Behebung der Mangellage, in der wir uns befinden. Es liefert gewissermaßen den Schlüssel zu unserer privaten und gesellschaftlichen Identität und zeigt vor allem auf, wie das Leben außerhalb unseres beschränkten Bewegungsspielraums auch noch sein könnte.

Es gibt vielfältige Gründe zu schreiben: von der Fabulierlust über den Versuch, Vergangenheit festzuhalten, bis zum Vergnügen, mit der Sprache zu spielen. Sie können sich ergänzen, vermischen oder auch nacheinander wirksam werden. Für viele Autorinnen und Autoren sind sie so wichtig, dass sie sich ein Leben ohne Schreiben nicht vorstellen können. Das, was sie sehen und staunend erleben, möchten sie begreifen, festhalten, gestalten, und in dieser Gestaltung verwandeln sie sich selbst.



Mario Andreotti, Prof. Dr., geb. 1947, ist Literaturwissenschaftler und war unter anderem als Lehrbeauftragter für Sprach- und Literaturwissenschaft an der Universität St. Gallen tätig. Er wirkt heute noch als Fachreferent in der Fortbildung der Lehrkräfte an höheren Schulen und leitet Literaturseminare. Daneben ist er Mitglied der Jury für den Bodensee-Literaturpreis und Sachbuchautor. Von ihm erschien im Haupt Verlag Bern unter anderem der UTB Band *Die Struktur der modernen Literatur. Neue Formen und Techniken des Schreibens*, der längst als Standardwerk der literarischen Moderne gilt und 2022 bereits in 6., stark erweiterter und aktualisierter Auflage vorliegt. Wohnadresse des Referenten: Birkenweg 1, CH-9034 Eggersriet; mario.andreotti@bluewin.ch

Über das Schreiben, Schreibende und das Leben

Erich Pfefferlen

schreiben schreiben schreiben schreiben schreiben
schreib
d e n k
schreib

schreib stift
reib stift
eib stift
ei sei
e r
spielt der schreib
stift
schreib

Das Wunderwerk Text entsteht durch ein Schreiben, das ein Suchen, ein Tasten ist, um das Leben zu erkunden.

Im Spiel mit der Sprache werden erlebte Momente verdichtet, spürt man verborgenen Gefühls- und Denkräumen nach.

Nie hört das Leben auf, Momente voller Poesie zu bieten. Man muss nur aufmerksam bleiben, um sie zu entdecken, mit allen Sinnen begreifen, einsammeln diese kostbaren Augenblicke, bewahren diesen großen Schatz.

Poesie will uns daran erinnern, wie zerbrechlich alles ist, was uns begegnet.



Etwas in sich spüren, etwas erspüren, das geschrieben werden möchte:

auf leisen sohlen

*das schönste gedicht
ist das noch nicht entdeckte
das in stiller erwartung
mit wachsender sehnsucht
auf seinen dichter wartet
mit flügeln so schön und leicht
wie von schmetterlingen
auf sich aufmerksam macht
und ihm ganz leise
entgegenkommt*

Die poetische Sicht auf die Welt dort lernen, wo man tatsächlich lebt, den Tag entdeckt, die Momente der Stille, des Besinnens und Innehaltens.

Lernen so auch das Gefühl für die Vergänglichkeit all dessen, was uns geschieht. Hierfür all die trickreichen Ablenkungsmanöver abschalten, die nichts anderes bezwecken, als uns blind, dumm und anhängig zu machen. Denn sonst haben wir keinen Blick für das Bezaubernde im Leben, in jedem Moment, den wir schreibend festhalten können.

Und das Gewahrwerden, wie sehr wir da sind und wie seltsam alles ist – bemerkenswert seltsam. Selbst das, was wir so gern mit Schulterzucken abtun.

Etwas in sich spüren, etwas erspüren, das geschrieben werden möchte:

Denn sobald das Schreiben in der Diktatur sich durchsetzt, ist sie ein angezählter Superschwergewicht-Boxer.

Diese drei sind viel genug: Ruhe, Papier und ein Stift.

Erinnerung an Günter Grass: Er liebte seinen Bleistiftstummel, mehr als jede Tastatur.

Erich Pfefferlen, als Studiendirektor war er Literaturbeauftragter an den Schulen in Bayern sowie im Arbeitskreis „Kreativität im Unterricht“ am ISB. Zahlreiche Veröffentlichungen: Kurzprosa, Essays und vor allem Lyrik (bisher 13 Gedichtbände, darunter auch zwei- und dreisprachige); Herausgeber von Anthologien; etliche Auszeichnungen und Preise, zuletzt 2023 "Internationaler Duc-de-Richelieu-Preis, Kategorie Lyrik", Odessa/Ukraine.

<https://www.pfefferlen.de>



Der Mensch zeigt sich wandelbar und bleibt doch derselbe

Renate Schauer

„In der Arbeit des Schreibens zeigt sich der Mensch“ – kein ersprießliches Thema, versucht es doch, hinter die Kulissen eines Mysteriums zu leuchten, das zwar Anerkennung sucht, aber im Grunde eigentlich die Offenbarung scheut, verweigert, bisweilen vor sich selbst verheimlicht.

Ich kannte mal einen, der ging jeden Tag als Arbeiter ins Werk. Manchmal brachte ihn seine damalige Freundin hin. Oft war sie danach stark aufgewühlt, weil sie es als überaus ungerecht-aufreibend empfand, sich dieser harten Fron unterziehen zu müssen, nach Nächten voller dichterischer Ambitionen, Stimmungen sprachlich bis in die letzten Kapillaren auszudrücken. Wenn sie deshalb seelisch durchhing, rief sie mich an, denn sie war auch meine Freundin. Ich wusste keine Beschwichtigung, konnte sie nicht trösten. Erschüttert musste sie weiter brüten über den Kontrast zwischen dem metallverarbeitenden Knochenjob und dem feinsinnigen Erstling „*Fabrikler, Leser und Poet*“.

Ich habe Walter Gröners Spur verloren, erinnere mich aber gut an seine außergewöhnliche Antwort bei einer Straßenumfrage Anfang der 1980er Jahre, die zu meinem Programm als Volontärin bei einer Tageszeitung gehörte. Es ging ums Wäschewaschen – wahrscheinlich vor dem Hintergrund von Umweltverschmutzung. Und der Poet mit dem Lebensunterhalt aus der Fabrikarbeit gab sinngemäß an, er trage seine Socken so lange, bis sie sich stramm in die Ecke stellen ließen und sich dort später zum erneuten Anziehen regeneriert hatten. Das brachte ihm helle Aufmerksamkeit im Städtchen ein – wahrscheinlich ein greller Echo als „*Ein rasend hingehauchtes Herbsteslicht*“ (Suhrkamp), in das er später seine Bergeller Gedichte goss.

Von Günter Grass blieb bei mir das Wort „Vergegenkunft“ hängen und einiges aus dem „Butt“, das sich auf überraschende Weise weiblichen Geschlechtsorganen widmet. Hier entblätterte sich etwas Phantasieanregendes, das auch bei Schilderungen von Unentschlossenheit und Aufderstelletreten (Kopfgeburten) zuverlässig Kraft entfaltet, die zu einem „Vorwärts“ motivierte sowie die Lust auf Provokationen wachhielt. Etliche Passagen fand ich so deftig wie feinsinnig. Wie stellte ich mir den Autor vor? Als Genießer und Praktiker hatte er sich unter anderem durch seine Kochrezepte entlarvt. „Kompakt“ empfand ich als Etikett damals passend.

„Hilfe! Ich nehme mich beim Schreiben immer mit“, rief eine Workshop-Teilnehmerin erstaunt, nachdem sie uns ihren Text vorgelesen hatte. Sie meinte, dass sie sich durchschimmern sieht in ihrer Erzählweise und Wortwahl. Sie wirkte nicht, als würde sie das abschütteln wollen. Doch erschien es ihr schicksalhafter als erwünscht. Ich bestärkte sie, diese Unverwechselbarkeit als etwas Kostbares zu wertschätzen.

Drei Beispiele – ein unendlich weit gefächertes Feld tut sich auf, wenn man über die Arbeit des Schreibens philosophieren will. Oft versteht man ja selbst nicht, warum man dies oder jenes so formuliert hat und sucht nach den Umständen, die darauf Einfluss gehabt haben könnten. Warum schreibt man manchmal unter Druck (Deadline!) unerwartet gut, ein andermal kommt zufällig ein Impuls, der sich ohne Ziel- und Zeitvorgabe entfaltet und mit einem zufriedenstellenden Ergebnis endet? In beiden Fällen kann es aber auch ganz anders laufen. Der Mensch ist wandelbar – wie der Zeitgeist, mit dem aber keinesfalls alles zu erklären ist. Summa summarum kann man jedes Schriftstück wie einen Fingerabdruck verstehen, der nur so und nicht anders geartet sein konnte, als er zur Welt drängte.

Renate Schauer, Zeitungsvolontariat,
Btx-Redakteurin, Öffentlichkeitsarbeit,
freie Journalistin, Lektorin, Dozentin für
„kreativ schreiben“.
Buchveröffentlichungen: Mobbing –
Kostspielige Kränkungen am
Arbeitsplatz. Universum Verlag,
Wiesbaden // Ghostwriting-Projekte:
Rundfunkgebühren, Biografien,
Lernhilfen für SchülerInnen u. a.

Stürmisches Gemüt

Jonas von der Beutelratte

Mutter schwärmte oft von der trüben, kalten See, wenn sie wieder einmal vom Ufer zurück kam, so wie sie das kleine Boot eingeholt hatte, um dann zu uns an den Strand zu kommen und sich neben mich in den Sand zu setzen, dann schien sie immer völlig losgelöst. Vater hingegen konnte nicht schwimmen, weshalb er oft vom Ufer aus zuschaute, wie sie mit uns ins Boot stieg und raus aufs trübe Gewässer paddelte. Ich winkte ihm dann oft noch hinterher und fand es immer wieder amüsant, wie er von dort aus immer kleiner wurde, je weiter weg wir uns vom Ufer bewegten.

Sie liebte es an stürmischen Tagen raus aufs offene Gewässer zu segeln, mitten hinein in die extremen Naturgewalten, die sich zu allen Seiten aufzubäumen begannen, in diesen Momenten, so meinte sie immer, fühlte sie sich am wohlsten, als bald schon die Wellen gegen das kleine Boot schwappen und es regelrecht ins Wanken brachten, dazu noch die stürmischen Windböen, die das Segel davon zu wehen versuchten sowie der tosende Regensturm, der nur so auf sie herunter peitschte. In diesen Augenblicken fühlte sie sich immer am glücklichsten, dann hörte man oft vom Ufer aus, wie sie vor lauter Freude zu schreien begann.

An anderen Tagen, gerade dann, wenn die grauen Wolkenmassen vorübergezogen waren und die Sonne den Tag am Strand etwas versüßte, blieb sie den gesamten Tag über unter der dicken Woldecke, wartete auf den Tag, an dem sich der Himmel wieder verfinstern, die Wellen wieder um sich schlagend, ihrem Leben ein wenig mehr Glück und Zufriedenheit bescheren würde. Vater mochte es nicht, wenn sie sich besonders in den Nächten alleine raus schlich und war ganz froh darum, wenn die Sonne sie im Haus festhielt. Nur dass es ihrer Laune nicht zuträglich schien, dort den gesamten Tag zu verweilen, denn sie liebte eben nun einmal das nasskalte raue Gewässer und war geradezu besessen vom eisigen Wind, der mit aller Kraft gegen das Haus blies, ebenso fasziniert schien sie von den unzähligen Regentropfen, die gegen das Fenster prasselten und stromlinienförmig auf den Scheiben herunterflossen.

Als es eines Abends wieder einmal heftig stürmte, sodass eine Unwetterwarnung im Radio ertönte, und unser Vater sichtlich erregt versuchte sie wieder zurück ins Haus zu bewegen, lief sie vollkommen trunken vor Glück zum kleinen Boot und damit blindlings in ihren eigenen Tod. Das Boot kenterte, als der Blitz einschlug. Sie ertrank in den peitschenden Wellen und wahrscheinlich war sie dabei wahrlich zufrieden, nunmehr endlich ein Teil der stürmischen See geworden zu sein.

Vater hasste die See. Seitdem unsere Mutter von uns gegangen war, waren wir nicht mehr draußen auf dem trüben Gewässer gewesen, hatten uns nur noch am Strand aufgehalten und waren dann wieder ins Haus gerannt, sobald der Regen einzusetzen begann, wo Vater unter der dicken Decke lag und den Tag und die Nacht hindurch schlief, solange bis die dicken grauen Wolken vorübergezogen waren und die Sonne endlich wieder hoch oben am Himmel stand.

Schreibmaschinengestade

Schnatter, schnatter, schnatter...

Zuggelächter und Schienengepfeife. Schreibmaschinengeschnatter. Ein instabiler Raum des Wackelns und des stetigen Umtriebseins in schon vorgelegte Wege. Hier, auf diesem dynamischen Feld, hatte er schon immer seine Wurzeln geschlagen. Er lebte gern im Zug. Er hatte ein Zuhause, einen festen Hafen. An den er sich erinnerte und dieser an ihn. Dennoch wollte er dort nicht einkehren, jedenfalls nicht bis jetzt. Dafür liebte er diese verwischte Welt hinter den Scheiben des Wagons zu sehr.

Schnatter, schnatter, schnatter...

Fremdartig lag die Tierhaut um ihn herum. Das Leder war alt und präsentierte sich dennoch als tragbare Jacke. Wild, lang und schwarz, nach Grungestyle wachsen gelassen, lagen die Haare auf Gesicht und Schultern. Alternativer Rock war gern gehört. Der Körper war erst fünfundzwanzig und die Kippen drei Stunden alt, von dem letzten Bahnhofskiosk adoptiert. Von einer Rasur verschont sprossen Bartstoppeln über sein Gesicht. Halbgegessen waren die Backwarenkörper des letzten Halts. Soll alles für die nächsten Stationen reichen, an denen mit Aussteigen nicht zu rechnen war.

Schnatter, schnatter, schnatter...

Er hatte Sehnsucht nach Curaçao, obwohl er nichts davon wusste oder es je gesehen hatte. Keine Bilder. Keine Geschichten. Nur ein Name. Doch dieser erzeugte Sehnsucht, die nicht gestillt werden musste, da die Begierde mächtiger war, als das tatsächliche Erfüllen dieser. Das war ihm genug. Die Macht der Namen und der Vorstellung von unbekanntem Territorien. Wie sollte er auch sonst jemals wieder schreiben, wenn er auf der Suche immer alles Findbare entdecken würde. Nebel erschien ihm antriebsamer als die Klarsicht zu sein.

Schnatter, schnatter, schnatter...

Nur die Schreibmaschine, die ihn über all die Wege, mit ihrem Metallschnattern, begleitete, vermochte es Dirksen einen Ankerplatz, ein Gestade, im Sumpf des ewigen Reisens, zu bieten. Hier konnte er seine Welt und die Sichtweisen, mit der sie betrachtet werden musste, auf Papier bannen. Nie hatte jemand seine Texte gelesen. Kein Wort verließ den Zug, um in die Welt, diesem Mysteriumsmeer zu schwimmen. Alles blieb auf dem Trockenen, im Rucksack, der mitgeschleift trägt und lebt. Doch er verspürte keine Angst in der Zeit zu ertrinken und vergessen zu werden, vielmehr befürchtete er das Gegenteil. „Ich brauche nichts zu veröffentlichen. Irgendwann wird meine Reise enden und ich werde gefunden werden. Die Welt wird mich literarisch entblößen. Ich werde ihr ungeschützt entgegentreten müssen. Leider“, dachte er und ließ weiter seine Schreibmaschine, die ihm sein Gestade war, nachschnattern was er glaubte im Nebel finden oder nicht finden zu können oder vielmehr zu wollen.

Schnatter, schnatter, schnatter...





Anna Zepick

geboren 1970 in Dresden, wuchs auf mit Märchen und der Bibel und entdeckte früh ihre Liebe zur Sprache. 1983 erfolgte der erste Abdruck eines Gedichts in der JUNGEN WELT. Sie studierte später Klavier und arbeitete als Korrepetitorin an der Hochschule für Musik Dresden, als Pianistin und Schauspielmusikerin, Yogalehrerin und Autorin. 2020 Stipendium der Kulturstiftung des Freistaates Sachsen für das Hörbuch „und singt ewige lieder“ mit Gedichten und Klavierimprovisationen, eingesprochen von Schauspielern und in Zusammenarbeit mit dem Gitarristen Frieder Zimmermann. 2022 hatte dessen Bühnenfassung Premiere am Societaetstheater Dresden.

- 2021 Aufnahme ins Literaturnetz Dresden
- 2022 Teilnahme im Auswahlverfahren beim 1. Lyrikfestival „Lyrik über Land“ Vollradisroda am Workshop von Andreas Altmann
- 2023 Mentee im Mentorenprogramm des Sächsischen Literaturnetzes, Mentor war Volker Sielaff
- 2024 Debüt „rabensingen“ (Lyrik) im Poetenladen Leipzig, Verleger Andreas Heidtmann, Herausgeber Jayne-Ann Igel, Jan Kuhlbrodt

„Wo das Papier geduldig den Aufstand probt“

Ein **experimenta**-Interview mit Anna Zepnick von Jens-Philipp Gründler

experimenta_ Liebe Frau Zepnick, ich freue mich sehr, Sie für unser Magazin interviewen zu dürfen. Zunächst möchte ich Sie unserer Leserschaft kurz vorstellen. Sie wurden 1970 in Dresden geboren und veröffentlichten bereits im Alter von dreizehn Jahren ein Gedicht in der *Jungen Welt*. Sie studierten Klavier, arbeiteten an der Hochschule für Musik Dresden und waren als Pianistin sowie Schauspielmusikerin aktiv. Aufgrund Ihrer seit Kindertagen ausgeprägten Liebe zur Sprache, etwa in Märchenform, beschlossen Sie 2012, das Schreiben stärker in den Fokus zu setzen. Prägnant für Ihre Arbeit ist die Verbindung von Wort und Musik, Rhythmus und Klang. Vor fünf Jahren erschien ein Hörbuch mit Gedichten und Klavierimprovisationen, 2024 Ihr Lyrikdebüt. Würden Sie uns verraten, woran Sie gerade arbeiten?

Anna Zepnick_ Es gibt selten ein Projekt. Meist schreibe ich, wenn mir etwas einfällt. Und das passiert nicht jeden Tag. Zuletzt habe ich ein Kinderbuch entworfen für eine Kunst-am-Bau-Ausschreibung. Davor habe ich - was wirklich selten ist - gezielt Gedichte geschrieben, die sich mit dem Dunklen im Menschen, mit den Schattenseiten, mit dem Kontrast Schwarz-Weiß beschäftigen. Dieses Thema hat sich mir aufgedrängt. Ich saß in meiner selbstgewählten Einsiedelei, las über Friederike Mayröcker, und da war es. Damit

ruckedigu

(winters ende)

aus eisgrauer asche
fällt verwaschenes licht
an mageren bäumen
hängt geläuterte zeit
und dann erhebt sich
ein rabensopran
und ich finde die nuss
und darin ist mein kleid
aus reichbleichem gold
kein blut ist im schuh
kein blut auf dem schnee
die weltenuhr tickt
und die braut
steht bereit

bin ich auch noch nicht durch, das kostet allerdings viel innere Kraft, weil ich mich natürlich auch mit meinen eigenen Abgründen befassen muss.

experimenta_ Ihr Lyrikdebüt *rabensingen* wurde im Leipziger Poetenladen veröffentlicht. Bereits der eindrucksvolle Titel weckt große Erwartungen. Einerseits kann man ihn als einzelnes Wort lesen, zum anderen aber auch als Substantiv, gefolgt von einem Verb. Der Rabe gilt ja als mythologischer, symbolhafter Vogel schlechthin, taucht er doch in Märchen auf, sitzt etwa Hexen oder Magiern auf der Schulter. Interessant finde ich, dass Sie seine Laute als ein Singen beschreiben, weil sie oftmals als Krächzen bezeichnet werden. Wie kamen Sie auf den ungewöhnlichen Titel, und was bedeutet Ihnen der Rabe – sowohl persönlich als auch als Symbol sowie in Bezug auf die Dichtung?

Anna Zepnick_ Nach den Raben werde ich immer wieder gefragt. Das Buch sollte eigentlich anders heißen - der Verleger Andreas Heidtmann und ich einigten uns schließlich auf *rabensingen*. Ich lebe in der Großstadt, dort bilden die Rabenvögel nach meinem Eindruck die größte Vogelgruppe, sie sind überall präsent, sie kommen näher an den Menschen heran als andere Vogelarten. Mich inspirieren sie als Bild. Wenn ein ganzer Baum mit Raben besetzt ist, entzündet das meine Phantasie. Sind sie Wächter? Überwacher? Registrieren sie alles, was wir tun? Sie sind intelligent und lernfähig, sie werden über zwanzig Jahre alt, sie können Individuen unterscheiden und logische Schlüsse ziehen. Das alles wusste ich nicht, und auch die zahlreichen Werke, in denen Rabenvögel auftauchen, werden mir erst nach und nach bewusst - immer, wenn ich wieder die Frage nach dem Buchtitel beantworten soll. Das Krächzen umzudeuten zum Singen ist natürlich provokant, aber vielleicht lauscht der eine oder die andere demnächst genauer: die Laute der Vögel unterscheiden sich tags und nachts, und wissen wir denn, wann sie singen?

experimenta_ Zum Release Ihres Albums *und singt ewige lieder*, welches auf Bandcamp gestreamt werden kann, erläuterten Sie Ihren Ansatz wie folgt: „Keiner liest mehr Gedichte. Keiner liest mehr Gedichte. Schade. Dann mach' ich Gedichte zum Hören!“ Im Feedback findet sich ein Kommentar, in welchem Ihnen großer Mut attestiert wird, als Musikerin mit Poesie an die Öffentlichkeit zu gehen. Empfinden Sie das auch so? Oder war es eher eine Art natürliche Schlussfolgerung, eine unmittelbar mit Ihrem Werk einhergehende Konsequenz, die Sie in eine neue Richtung führte

Anna Zepnick_ Mir wird öfter mal Mut attestiert, weil ich schon mehrmals gesichertes Terrain verlassen habe, sei es, was den Arbeitsplatz oder die Familie angeht, damit verbundenes Prestige und dergleichen. Wenn meine innere Entwicklung genau diesen nächsten Schritt verlangt, dann gehe ich ihn. Ich bin ein zutiefst ehrlicher Mensch, ich könnte mir sonst nicht mehr begeben. Ich hätte die Gedichte natürlich nicht veröffentlicht, wenn ich mir deren Qualität nicht sicher gewesen wäre, wenn ich nicht Zuspruch erhalten hätte. Mut ist relativ. Und das Schreiben ist eine weitere Möglichkeit, mich auszudrücken. In der klassischen Musik schöpfe ich nach, beim Schreiben schaffe ich Neues.

experimenta_ In Ihrem Gedicht *drinnen geburtstagsblumen* heißt es: „draußen mahlt das müllauto / dreck zu geräusch / macht vögel mundtot“. Auch hier verweisen Sie auf die gefiederten Tiere und vermitteln uns deren vielseitige Assoziationsmöglichkeiten. Seien es biblische Anspielungen, epische, poetische, philosophische oder mystische; die Fähigkeit des Fliegens faszinierte den Menschen schon immer. Würden Sie sagen, dass Ihnen Vögel als Vermittler zwischen den Welten, Transzendenz und Immanenz, dienen und Sie deren Aufenthalt in der Luft bei gleichzeitiger Verwurzelung auf der Erde als dualistisches Moment verwenden? Oder geht Ihnen diese Interpretation zu weit?

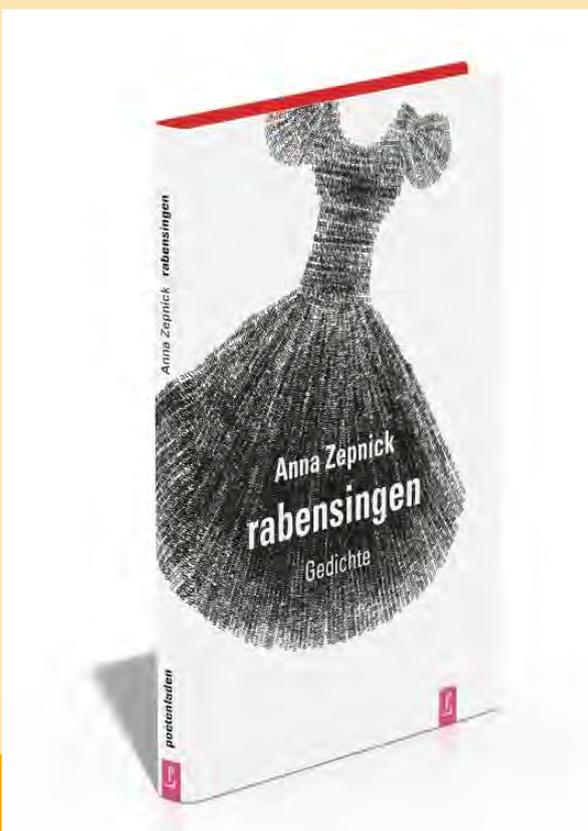
Anna Zepnick_ Da haben Sie ganz schön vorgelegt! Ich wohne im Dachgeschoss, manchmal pfeifen Vögel mit ausgebreiteten Schwingen unter mir vorbei, zum Greifen nah. Das finde ich faszinierend, ich darf dann kurz mit ihnen auf Augenhöhe sein. Natürlich sind sie Objekt der Sehnsucht, denn sie können fliegen, sie haben eine Freiheit, die wir nie haben werden. „Kommt ein Vogel geflogen...“ und überbringt Grüße. (Heute ist das Internet schneller, schade.) Mauersegler! Diese Verrückten, diese Trudler, sie machen den Wind sichtbar. Wie die Nachtigallen trillern, wie Spatzen Spalten in Häuserwänden beleben! Ich beobachte gern Vogelschwärme - dieses Gleiten, dieses sich ständig verändernde Ganze, der reinste Augentrost! Ohne Vögel wäre ich arm.

experimenta_ In demselben Gedicht schildern Sie das Schicksal einer Geflüchteten. Voller Mitgefühl heißt es darin: „dir - die geflüchtet ist vor / dauerschwarz vor schüssen / explosionen - fallen täglich stündlich / scheinchen bröckel ab“. Diese von Ihnen dargelegte Finsternis und Hoffnungslosigkeit, die in folgende Verse mündet: „bitter rinnt die heimatmilch / ungetrunken blutvermischt“, erinnert mich an Paul Celans „Die Todesfuge“. Wie wichtig ist es Ihnen, in diesen krisengeschüttelten Zeiten Stellung zu nehmen und politische Themen auf die Agenda zu setzen?

Anna Zepnick_ Den Celan hatte ich im Hinterkopf, ich war in Czernowitz auf dem jüdischen Friedhof, ich war in Buchenwald und Dachau, ich habe Remarque gelesen und Haratschwili und die Briefe meines Großvaters, der vermutlich der SS angehört hat - das lässt mich nicht los. Kunst ist immer auch Spiegel der Verhältnisse, ich lebe ja nicht isoliert, ich sehe, ich höre, ich bin mitzufühlen in der Lage. Mich schmerzt Gewalt in jeglicher Form, ich habe als Kind schlimmes Mobbing mit ansehen müssen, prügelnde Polizisten, das einschmeichelnde Ausfragen durch den Geheimdienst. Mich schmerzt die Machtlosigkeit, die ich empfinde. Was kann ich tun, außer zu beschreiben?

experimenta_ Ihre Lyrik ist vielseitig und weist auch eine gehörige Portion Humor auf, die aus alltäglichen Situationen resultiert. Ihr Stil ist reduziert, pointiert und es hat den Anschein, als würden Sie Ihre Gedichte wieder und wieder überarbeiten, um schließlich die pure Essenz herauszudestillieren. Durch diese Reduktion wirken Ihre Verse äußerst imposant und hinterlassen einen nachhaltigen Eindruck. Könnten Sie Ihre Arbeitsweise kurz umreißen?

Anna Zepnick_ Siehe oben, es gibt meist keinen Plan. Eine Situation, ein Wort, ein Bild entzünden die Hirnmaschine, und wenn es gut läuft, ist das, was entsteht, nahezu fertig. Dann wird noch ein bisschen reguliert. Wenn es nicht so gut läuft, bleibt der Text liegen und wird immer wieder hervorgeholt, bearbeitet, umformuliert; manchmal landet er in der Tonne. Zu kürzen, einzudampfen musste ich lernen, auch liebgewonnene Formulierungen wegzwerfen, wenn sie dem Ganzen nicht dienlich sind. Das fällt mir oft schwer. Da helfen mir Autorenkollegen, weiblich wie männlich; deren Rat hole ich gern ein. Kritik nicht als scharfes Schwert, sondern als Leitplanke zu sehen gehört dazu. Zum Destillat - wie Sie es treffend nannten - zu finden, das ist das Bestreben. Wie der Bildhauer nur den überflüssigen Stein abschlägt - die Skulptur ist bereits da.



experimenta_ Ihr Gedicht *lied*, welches 2024 im Band *rabensingen* veröffentlicht wurde, bringt in knappen Beschreibungen eine Alltagssituation auf den Punkt. Ich bitte um Verzeihung, doch ich finde, diese Verse weisen eine gewisse Kauzigkeit auf, natürlich im positiven Sinne. Erfassen Sie komische Augenblicke absichtlich, oder ergeben sich deren Umschreibungen eher ungeplant beim Dichten? In *lied* heißt es: „wenn ich so lebe / zwischen socken und löffeln / beim kratzen der saiten / zwischen kann-ich-noch-raus / und schon-viertel-vor-acht / beim husten beim schlürfen / zwischen liebst-du-mich-noch / und keine-milch-mehr-im-haus“

Anna Zepnick_ Ich liebe es, wenn bei Lesungen gelacht werden kann. Das Bitterernste hat seine Berechtigung, aber der Humor auch. Eine gewisse Spitzzüngigkeit ist mir mitgegeben worden, das verleugne ich nicht. Man kann über „keine milch mehr im haus“, diese wiederkehrenden Alltagszwänge, die Augen rollen. Man kann aber auch zwinkern und zusammen einkaufen gehen, ein Eis noch obendrauf. Die größte Kunst bleibt doch, über sich selbst lachen zu können.

experimenta_ Neben dem Familienleben – Sie sind Mutter von drei Kindern –, der Dichtung und der Musik, betätigen Sie sich auch noch als Yoga-Lehrerin. Das klingt nach einem ganzheitlich gestalteten Lebensentwurf, dessen Einzelemente komplementär ineinandergreifen. Vermutlich führen Sie ein erfülltes, glückliches Leben, nicht wahr?

Anna Zepnick_ Das Einzige, was ich mir jemals vorgenommen habe, ist, nicht stehenzubleiben. Und so gehe ich immer weiter, ob nun auf Asphalt, auf Grasnarbe, in Staub, Sand, rückwärts (Zwinkersmiley), gesund, krank, wohlhabend oder prekär herumkräpelnd, allein oder gemeinsam: ich gehe einfach weiter. Bis zum Ende.

experimenta_ Haben Sie vielen Dank dafür, dass Sie sich die Zeit genommen haben, meine Fragen zu beantworten.

Anna Zepnick_ Ich danke vielmals für das Interesse!

drinnen geburtstagsblumen

draußen mahlt das müllauto
dreck zu geräusch
macht vögel mundtot
entfernt sich lässt zurück
die weiße wäsche rosmarin
zu gießen bücher abzustauben
wir trinken kaffee schwarz
wie die nacht die schwarz nicht ist
nicht hier unter normaluhr
im städtisch dauerlicht

dir - die geflüchtet ist vor
dauerschwarz vor schüssen
explosionen - fallen täglich stündlich
scheibchen bröckel ab
vom großen ganzen mutterland
vor ohnmacht krankt die galle
bitter rinnt die heimatmilch
ungetrunken blutvermischt

niemand hat mir den tod erklärt
wie man verstirbt wie
man hinübergeht wie abkratzt
dass ich das leben täglich stündlich
gebe dass ich mich abscheide
vom großen ganzen lebendigen
scheibchen bröckel abfallen
verschwinden hier schreibe ich
versuche aufzuhalten das
was rinnt und rinnt

ich habe heute nichts zu sagen

ich könnte schnee besingen
eine gruppe raben
den verfall der zeit
das hämmern der kometen
ich könnt lobpreisen

das binokel zur erforschung
deiner fingerbeeren
den geschmack von translatoren
die schnurgerade einer vene
oder frisches brot

proklamieren könnte ich
dass du mein mütchen kühlst
dass ich die streichhölzchen
des letzten jahres zu einem
floß gebunden hab

dass meine reise mit dem
ersten schritt zu ende geht
und dass die gruppe raben
auf dem schnee nur so
ein einfall war

noch lieber halte ich den mund
ich habe heute nichts zu sagen

dem gefieder nach

gleicht die amsel dem raben
nur hat der rabe
den größeren schnabel

die amsel gleicht auch
der schwarzen katze
beiden striche ich gern
über den leib

doch die amsel sitzt auf dem first
und singt ewige lieder
und die katze lässt mich links liegen
und verschwindet im schrank

dieser rabe
hockt auf der brüstung
und nickt

zu fuß

gehen gehen
atmen
gehen gehen
atmen

großvater ist tot
großmutter vergißt seither die tasse am mund
dorffliegen sind sehr stumm

gehen gehen
atmen

als enkelmädchen war ich
schneewittchen mit butt im gepäck
und rattenschwanzkönig im absatzgewitter

es gab fleischwurstgespenster
karnickelgehäut und wasserleichen aus katzen
vom nachthafen kein schiffsverkehr

mit dem schuhlöffel schlug ich
den takt zum schallplattenschlager
topfdeckelapplaus und hernach heiße milch

atmen
gehen

großvater ist tot
großmutter liest die minuten im kaffeersatz
und denkt sich ihr teil

ruckedigu (winters ende)

aus eisgrauer asche
fällt verwaschenes licht
an mageren bäumen
hängt geläuterte zeit
und dann erhebt sich
ein rabensopran
und ich finde die nuss
und darin ist mein kleid
aus reichbleichem gold
kein blut ist im schuh
kein blut auf dem schnee
die weltenuhr tickt
und die braut
steht bereit^

gehen gehen
atmen
gehen gehen
atmen

atmen

fährmann hol über

Das Interview

Wie lange ich hier schon wohne? Seit einem Vierteljahr etwa. Alles fing damit an, dass ich meine Wohnung gekündigt hatte, nachdem mein einziger Angehöriger, mein Stiefbruder, verstorben war. Er hatte eine kleine Wohnung hier im Haus. Die habe ich geerbt und da ich ohnehin nicht viel Geld habe, war es naheliegend, diese Wohnung zu beziehen und mir die Miete für meine Wohnung zu sparen. Wenn ich gewusst hätte, was er für ein Messie war! Wir hatten jahrelang keinen Kontakt mehr, waren nie sehr eng gewesen.

Ich schwöre Ihnen: Mich traf fast der Schlag, als ich mein Erbe betrat. Wobei: Betreten kann man das kaum nennen. Die ganze Bude ist gerammelt voll mit irgendwelchem Plunder, deckenhoch gestapelt, den ich nach und nach auf Flohmärkten verscherbeln gehe – soweit er denn verkäuflich ist.

Sie machen sich keine Vorstellung: Ein schmaler Pfad führt ins Bad und inzwischen auch schon fast bis an die Küchenzeile. Das habe ich schon geschafft. Ansonsten: Fehlanzeige. Nicht begehbar. So kann kein Mensch leben. Da wohne ich lieber hier. Ja, das ist natürlich auch nervig, aber was soll ich machen? Zurück geht es nicht und bei meinen bescheidenen finanziellen Möglichkeiten auch nur im Schneckentempo vorwärts. So lange campiere ich eben hier. Gut, dass das Haus so groß ist. Ein Hoch auf die vielgescholtene Anonymität! Dank der kann ich ungestört hier im Aufzug für die ungeraden Stockwerke residieren. Ja, ganz recht: Dieser Umzugskarton hier ist mein Schrank, mein Tisch, mein Hocker. Darin befinden sich mein Schlafsack, Essen und Getränke für den Tag, der Waschbeutel und ein Minimum an Kleidung. Lesestoff natürlich noch. Sie werden es sich vielleicht nicht vorstellen können, aber es funktioniert ganz gut. Wenn mir das viele auf und ab gefahren werden zu viel wird nachts, dann blockiere ich schon mal die Tür mit dem Karton, damit ich in Ruhe schlafen kann. Na ja, manchmal auch tagsüber. Sie können sich sicher vorstellen, wie lästig es ist, wenn einem ständig fremde Leute im Wohnzimmer stehen. Mit Einkauf, mit Leergut, mit Dackel an der Leine, der neugierig an meinem Karton schnuppert. Manche sind starke Raucher und bringen einen ganzen Schwall Gestank mit hinein. Dann blockiere ich die Tür erstmal ein Weilchen bis der Dampf abgezogen ist. Überhaupt die Gerüche: Jedes Aftershave, jedes Parfüm muss

Ich ertragen. Auf die Blonde, die immer in den 13. fährt, freue ich mich schon, die riecht wirklich gut. Aber diese ewig verschwitzte, ungepflegte Person aus dem 9. – nee, das ist kaum auszuhalten.

Ob sich keiner wundert? Nö, hier achten die Leute nicht aufeinander. Das ist noch keinem aufgefallen, dass immer der Gleiche, nämlich ich, mit einem Umzugskarton unterwegs ist. Sollte ich schon meinen Schlafsack hinter meinem Karton ausgerollt haben, schaut erst recht keiner hin. Wussten sie das nicht? An Pennern schauen alle konzentriert vorbei und sehen zu, dass sie schnell weiter kommen. Viele murren natürlich über den ständig defekten Aufzug. Gelegentlich sieht einmal ein unmotivierter Hausmeister nach dem Rechten, dann entferne ich den Blockade-Karton natürlich und er kann keinen Fehler finden. Schimpft dann auf die Leute, die zu blöd sind, einen Aufzug zu benutzen.

Gerade im Spätwinter bei dem Matschwetter war das natürlich schon sehr unangenehm mit all den Dreckpfützen, die sich unter den Schuhen der Aufzugsfahrer bildeten. Ja, das muss ich sagen, da habe ich die Tür schon oft blockiert. Kann schließlich nicht jeden Tag meinen Schlafsack waschen. Wie? Doch, doch, das geht schon. An Dusche, Waschmaschine und Trockner kommt man gerade so ran in diesem Verhau. Ein Glück, dass er einen Trockner hatte, denn um Wäsche aufzuhängen ist kein Fitzelchen frei. Also gehe ich früh kurz zum Duschen in die Wohnung und fliehe dann wieder hierher in meinen Aufzug. Nee, mit den Behörden habe ich keine Schwierigkeiten: bin ja hier gemeldet. Das Namensschild an der Tür und am Briefkasten stimmt auch – ich wohne in Wahrheit halt nur im Aufzug statt in der Wohnung. Wie lange noch – na ja, bis ich die Bude einigermaßen bewohnbar oder sagen wir: begehbar gemacht habe, aber das kann dauern. Bin ja auch nicht mehr der Jüngste. Das schwere Zeug zum Flohmarkt zu schaffen oder auf den Sperrmüll – je nachdem, das dauert. Einen professionellen Entsorger? Junge Frau, haben Sie eine Ahnung, was das kostet? Sehen Sie. Ich schon. Und ich sage Ihnen: Das Geld habe ich nicht. Da muss ich noch eine Weile im Aufzug wohnen und mich nach und nach so durcharbeiten. Bis wann? Och, ich schätze in einem halben Jahr könnte ich so weit sein. Bitte, gern geschehen. Möchten Sie wieder runter? Aber bitte schön – dann nehme ich den Karton aus der Tür und bringe sie ins Erdgeschoss.

Bei Tagesanbruch

Am Strandübergang zieht sie die Sandalen aus, das Holz ist rau unter ihren nackten Füßen.

Die Dünen liegen im ersten Morgenlicht.

Der Sand ist noch feucht von der Nacht.

Der Strand ist leer. Sehr gut.

Sie setzt sich erst noch einen Moment in den Sand, die Sandalen neben sich und blickt auf's Meer.

So viele Male war sie hier – als Kind mit den Eltern. Da lebte der Bruder noch. Eine große Sandburg für den Bruder, eine kleine für sie.

Als junges Mädchen mit der Clique. Lagerfeuer und Tanzen zur Musik aus dem Kofferradio.

Später mit Kostja. Sie lächelt.

Noch später allein. Einsame Strandspaziergänge, sich vom Novemberwind die Haare zerzausen lassen.

Ein Möwenruf durchschneidet ihre Gedanken. Sie ruft sie. Die Wellen schwappen sachte an den Strand. Sie rufen sie.

Schön, das Gold und Blau. Noch ist es frisch, das Wasser sicher noch kalt, weiter draußen wird es noch viel kälter sein.

Ob das geht? Bitte, mach, dass es funktioniert.

Sicher – es gibt andere Möglichkeiten. Man hat sie ihr erläutert. Aber alle führen zum selben Ziel.

Dann lieber hier. Dann lieber jetzt.

Hoffentlich schafft sie es. Hoffentlich schafft sie es weit genug hinaus. Hoffentlich ist es kalt genug.

Auszug aus einem „work in progress“ – einem Gedicht-Zyklus unter dem Arbeitstitel „Licht am Horizont – lyrische Notate“. Er soll im Herbst erscheinen.

Von Andreas Rumler

– DAS FLOSS

brav klingt, unverfänglich der titel des gemäldes
brisant, was sich verbirgt hinter dem getümmel
eng ineinander verschlungener leiber
sich aneinander klammernder menschen
hingestreckt einige mehr tot als lebend
auf einem floß inmitten brodelnder wogen
unübersehbar: knapp 5 mal über 7 meter groß
beherrscht die leinwand den lichten saal
dominiert den reigen bedeutender kunstwerke
Szene eines Schiffbruchs hat Théodore Géricault
sein werk genannt viele sehen in ihm anerkennend
einen vertreter der französischen Romantik
bemerken nicht gleich den gemalten affront

so nimmt man es erfreut zur kenntnis und entgegen
es stolz im Pariser Salon 1819 zu präsentieren
doch einen skandal ruft das bild hervor
in kräftigen farben bei düsterem inhalt
erinnert es an eine katastrophe
weit schlimmer: den versuch sie zu vertuschen
wenige jahre zuvor nach der rückkehr der könige

als die Bourbonen in Frankreich wieder herrschen
gilt es treue anhänger zu belohnen einen wie
den lautstarken gegner Napoleons
Hugues Duroy de Chaumareys
offensiv hat er in salons der emigranten
die feudale propaganda-trommel gerührt
in Koblenz und London für unterstützung geworben
grund genug den treuen untertan auszuzeichnen

zwar besitzt er kaum erfahrung als kapitän zur see
doch vertraut man ihm das kommando an
über die fregatte Méduse als flaggschiff
eines bewaffneten konvois der marine
in Afrika die alte kolonial-ordnung zu festigen

ein navigationsfehler lässt seine fregatte stranden
auf einer sandbank weitab von festem land
mit zu wenigen rettungsbooten
sie liegt auf grund kaum beschädigt
doch anrollenden wogen ausgesetzt
noch funktionieren die lenzpumpen reichen aus
eindringendes wasser abzuwehren
versuche scheitern den segler wegzuschleppen oder
durch einholen eines warpankers freizubekommen
weil Kommodore de Chaumareys untersagt
das schiff zu erleichtern ballast über bord zu werfen
wie kanonen und schwere brocken der ladung

schließlich entscheidet Hugues Duroy de Chaumareys
ein floß zimmern zu lassen für einen teil der mitglieder
von besatzung und passagieren denn nicht alle finden platz
auf rettungsbooten die sollen es an land schleppen
einige menschen bleiben zurück auf dem wrack
ahnen was ihnen bevorstünde auf dem floß

als erste nehmen der kapitän und seine offiziere
dank ihrer autorität platz in den rettenden booten
auch die familie des Gouverneurs für die Kolonie sie
vergessen nicht auf gepäck und wertsachen zu verzichten
sogar an wein für den weg denken sie

entgegen der vereinbarung kappen die offiziere
die leinen zwischen ruderbooten und floß
soll man in todgeweihte länger kraft investieren?
so treibt das floß ab nicht zu manövrieren
über tage wind und wellen ausgeliefert
fast ohne trinkwasser und lebensmittel
dem sicheren untergang entgegen
hüfthoch stand den menschen darauf die see
fehlerhaft konstruiert das floß ohne auftriebskörper
und viel zu klein für knapp 150 passagiere

zu kannibalismus kommt es schließlich
selbstmord begehen manche
stürzen sich in die wellen qualen abzukürzen
Théodore Géricault malt die scene
als endlich doch noch hoffnung aufkommt
nach tagen endloser kämpfe und schrecken
in gestalt eines lichtblicks: winziger segel am horizont
kaum einer der ausgesetzten überlebt die schrecken
das gemälde jedoch erregt aufmerksamkeit
lässt nach verantwortung fragen und schuldigen
und erinnert an *das Floß der Medusa* bis heute

Alter Poet

Meine Worte haben Widerhaken
wer ihnen zu nahe kommt
verfängt sich hoffnungslos
und hat keine Wahl
muss ihren alten Geschichten zuhören
von einer jungen Sprache
die alles besser machen wollte
aber in die Jahre kam
an die sie nie geglaubt hat

Verspätete Inventur

Wege
die ich nie gehen werde
Fremde
die ich nie kennenlerne
Freunde
schon verloren
Winter
nicht mehr zu erwarten
Sommer
nur eine Ahnung
Lieder
noch ohne Text
Bücher
verpackt im Regal
Bäume
gepflanzt und gefällt

All diese Gedichte
zeitlos schön und ungeschrieben

ich stehe im wort X

mit allen wassern gewaschen
über steine gezogen

durch silben zerteilt zu
krüppeln geschlagen

gesammelt eingeklebt
zu collagen mit anspruch

unbehauen eingebrannt
in formen aus erz

schwarz erschienen
auf geschöpftem Papier

ich stehe im wort
stapfe in stiefeln hindurch

zu keltern sätze aus jedem
buchstaben der welt mund

Ausgemachte Spuren

In der verschlafenen Ladenzeile
einer abgewrackten Parzelle
An der Garderobe der Trenchcoat
der keinen Staub aufwirbeln wird

Ein Mann sitzt dort
mit löchriger Zeitung

Am ausgedienten Schreibtisch
eine funkelnde Schreibmaschine

Im Zimmer ein feiner
Kerzenwachsduft
Getippte Worte
die von Kaminfeuern träumen

Sein Leben liegt in Schubladen
Der einsame Poet –
so steht es um ihn in Erzählungen

Sie klemmen in überbrachten Ansichten

Letzte Brotkrumen
verstecken sich in Mäuselöchern

Die Poetin näht und kocht und putzt und bügelt

Ich bin Lyrikerin
schreibe für dich und mich Zeilen
und mehr noch zwischen den Zeilen

Doch mich gibt es eigentlich nicht

Ich wandle nur auf ausgemachten Spuren

Das Fenster ins Hirn

Ein Fenster ins Hirn,
In meins, in deins.
Im Schicksal vereint
Und trotzdem allein.

Ein jeder allein
Im großen Gewirr,
Die Lichter, die Töne,
Sie prasseln nur rein.

Gutes gesagt,
Und Schlechtes gemeint.
Die Menschen sind böse,
Zur heutigen Zeit.

Mit Ängsten gespielt,
Das Schlechte verwirrt.
Ein Fenster ins Hirn,
In meins, in deins.

Die heutige Zeit
Lasst Ängste erwachen.
Das Gute im Menschen,
Es wird nur erschwachen.

Ein Fenster ins Hirn,
In meins, in deins.
Alle Menschen vereint,
Und trotzdem allein.

Wenn niemand vergibt,
Und alle nur fordern,
So machen wir Platz
Für all diesen Hass.

Ein Fenster ins Hirn,
In meins, in deins.
Die Bösen die nutzen,
Die Guten die stummen.

Es nützt doch hier keinem,
Der ständige Hass.
Sie wollen nur schaden,
Und das ist doch krass.

Wenn jetzt niemand laut wird,
Und jetzt niemand schreit,
So werden sie's schaffen,
Wir sind nicht bereit.

Der dreckige Hass,
Wird weiter verbreitet,
Der Menschen entzweit,
Die eigentlich eins sind,

Ein Fenster ins Hirn,
In meins, in deins.
Ein jeder allein,
Zur schrecklichen Zeit.

Wenn jeder nur hetzt,
Und jeder nur bö's ist,
So werden wir sterben,
Allein und in Angst.

Wir müssen erwachen,
Und schließen das Fenster,
Das Fenster ins Hirn,
In meins, in deins.

Wir müssen uns schützen,
Vor all diesen Rechten,
Das Fenster vernichten,
Und Nazis verpetzen.

Das Fenster ins Hirn,
Ein böses Produkt.
Das Werkzeug des Schlechten,
Mit dem Sie nur schächten.

Das Fenster ins Hirn,
Es schadet nur jedem,
Lässt alle verstummen,
Auch dich und mich.

Wir müssen uns lieben,
Und endlich beschützen,
Bis schließlich ein jeder,
Den Sinn hier versteht.

Gedichte helfen - zum Frieden hin, vielleicht

kein weg

den fernen frieden
herbeischießen
geht nicht

tauben
fliehen oder fallen
bei schüssen

heute habe ich

meine widerworte mal laut
mal leise dem weizen und
rotem klatschmohn im feld
mitgebracht erbost wie ich war
achtete ich nicht auf die unschuld
meiner adressaten die trösteten nur
zwei füchse: einer davon
ein schmetterling

beide prächtig genau
das gegenteil meines gebarens
schufen frieden
selbst in mir

frieden wird spürbar

wenn ich mich lege
in deine hand

und du dich legst
in meinen traum

und wir uns legen
in diesen augenblick

den wir umgarnen
mit jenem stoff

aus dem
die liebe wächst

viele sprachen

prallen worte
aufeinander
können sie
funken der liebe
entzünden

und funken
die das haus
der vernunft
zerstören

wenn alle worte
scheitern
sind immer noch
viele sprachen
der hände
der augen
des schweigens
unterwegs

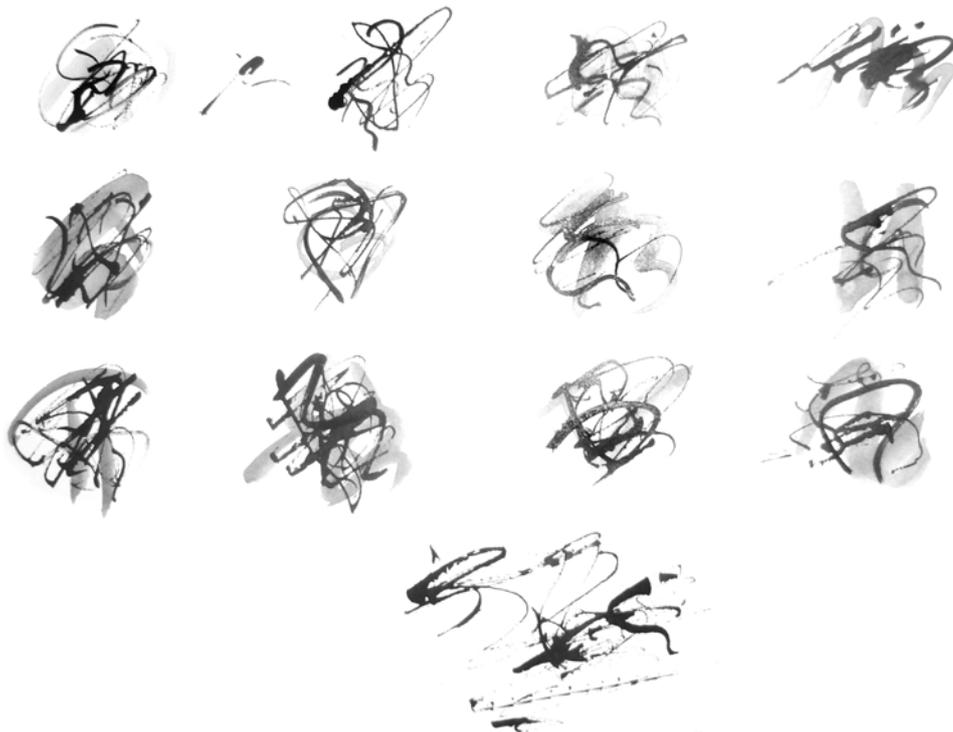
können
sogar
frieden schaffen

wunsch

bau
zwischen dir und mir
den friedenspfad
und hoff
wir hinterlassen
mehr
als eine spur

WORTE

Ich sitze da. Im Rosenduft. Bei den Vögeln. Jongliere mit Worten. Wende sie. Füge zusammen. Verwerfe. Einige drängen sich dazwischen: Wie das „auch“. Ein „wieder“. Das „doch“. Andere bieten ihren schnellen Glanz. Dahin gehuscht. Nett gemeint: „Wunderbar“. „Schön“. Viele plustern sich auf. Zeigen Ihre Bildung: „Dystopie“. „Adäquat“. „Karkassen“. Sie spielen für mich keine große Rolle. Ich mag die Kleinen: Das „Wir“. Den „Ton“. Oder „Duft“. Die mehr zu sagen haben als ihre Buchstaben vorgeben. Bedeutsame Worte sind mir: „lauschen“. „berühren“ Besonders mag ich „flüstern“. Spiele mit den fast Vergessenen: „Radau“. „illustr“. „elysisch“. Manchmal verliebe ich mich auch. Wie letzten Sommer in: „Heiterkeit“. Gerade ins: „Blau“. In ihren Klang. Ihre Frische. Ihre Bilder. Die Vision. Halte sie in die Sonne. Schmecke sie. Worte für ein erwachtes Leben.



Jürgen Fiege

PAPIER UND STIFT

Papier, so sagt man, sei
im Übermaß geduldig.
Doch bedenkt: Es lebt –
sei's auch mit Schmonzes Bürde,
doch fort in stiller Würde.

Der Stift hingegen
reibt spitz sich auf im Stumpfsinn,
vergeht in Meisters
wie in Stümpers plumper Hand,
unbeachtet, unerkant.

Federhalter ...

Als Schreiber bin ich eine real vielschichtige und individuelle Persönlichkeit. Auch die Wahl des verwendeten Schreibgerätes lässt dies deutlich erkennen. Mein Füller wurde ursprünglich für die Kalligraphie, die Kunst des schönen Schreibens entwickelt. Jetzt schreibt er schöne Texte. Natürlich erwähnte ich dies im Gespräch mit meinem neuen Lektor. Jenes Bürschchen, bestimmt war dies die erste Arbeitsstelle nach der Universität, merkte dann an, es wäre sehr hilfreich und ausgesprochen schön, würde sich die Güte meines Federhalters auch auf die Texte dieser Schreiberei auswirken. Ich war heftig beleidigt und entwand diesem Barbaren auf der anderen Seite des Schreibtisches meinen mehr als geliebten Füllfederhalter. Und schon wieder wurde es höchste Zeit, sich einen neuen Verlag zu suchen. Das bin ich meinem Federhalter schuldig.

Mein Federhalter
schreibt mit mir schöne Texte.
Endlich verstanden?

Sinnliches Schreiben ...

Auch wenn Sie es nicht glauben, ich kann durchaus sinnliche Texte schreiben. Schlüsselwörter spielen dabei eine große Rolle, was mehr als verständlich ist. Begriffe aus der Alltagssprache wie Hingabe, Liebe und Sex kommen bei mir nicht vor. Die Sinnlichkeit und Erotik des Augenblicks, durch meine zärtliche Umschreibung sind diese fühlbar. Ein Beispiel gefällig? Werden Sie sich doch einfach einmal der Erotik des Begriffs „Toastbrot“ bewusst. Beispiel gefällig? „Das sanfte Gleiten auf der Oberfläche verzauberte, auch ein leises Stöhnen war zu vernehmen. Dabei hatte der Füllfederhalter nur das Wort Toastbrot notiert.“ 2011 veröffentlichte ich den Text in einem Buch. An Gültigkeit hat er bisher nicht verloren. Eine neue erotische Notiz entsteht gerade. Bin mir nur unsicher, geht es um Roh-rohrzucker oder Rohr-ohr-zucker. Ich werde sehen.

Die Erotik von
Rohrohrzucker – unbekannt.
Nicht die von Toastbrot.





Tim Tensfeld, Jahrgang 1999, lebt und arbeitet künstlerisch in Trittau, Schleswig-Holstein. Seine Lyrik und Prosa veröffentlicht er regelmäßig in Literaturzeitschriften, Onlinemagazinen und diversen Anthologien. Mehrfach wurde er von der Hanns-Seidel-Stiftung e.V. ausgezeichnet und stand auf der Longlist des 6. Hanns-Meinke-Preises für junge Lyrik 2024. 2025 erscheint sein Lyrikdebüt „muschelscherbensterben.“ im Wiener Verlag edition tagediebin. Er ist mit seiner Erzählung "Drahtke" für den Literaturpreis "Junge Prosa" 2025 vom Literaturhaus Schleswig-Holstein nominiert.



Christian Sünderwald, 1968 in München geboren; schulische Ausbildung in München, Luxemburg und Oberfranken. Seit 1991 in Chemnitz lebend. Verheiratet mit Nicole Sünderwald – Immobilienkauffrau in Chemnitz. 2011 erste Arbeiten in der Architekturfotografie – überwiegend nicht mehr genutzte Gesellschafts- und Funktionsbauten. Seit Mitte 2012 Spezialisierung auf die künstlerische schwarz/weiß-Fotografie.



Jonas von der Beutelratte, Kind der Endneunziger. Seine bisherige Karriere ist milde ausgedrückt wenig berauschend verlaufen. Nach einer langwierigen Schulkarriere, fing er an Literaturwissenschaft und Philosophie zu studieren, hat sein Studium aber nie beendet und beißt sich nunmehr als Ungelernter in diversen Beschäftigungsverhältnissen durch. Er schreibt seit neun Jahren immer wieder an Kurzgeschichten, die zumeist in der Schublade versauern und gesellschaftspolitische sowie persönliche Themen behandeln, wie etwa Erfahrungen mit Angststörungen und Depressionen. Von der Beutelratte lebt im Niemandsland, einem wahrlich grausig schönen Ort, an dem Träumer aber wirklich nur ihre kostbare Zeit vergeuden.



Kerstin Riechert lebt in Nürnberg. Sie hat Neuere deutsche Literaturwissenschaft studiert und arbeitet als Technische Redakteurin. In ihrer Freizeit widmet sie sich dem Schreiben und dem Malen. Mehrere Texte von ihr wurden veröffentlicht. Zuletzt „Totensonntag“, „Winterbeginn“, „Momentaufnahme“ und „Veronikas Lockdown“ in der Anthologie „Zeitgrenzen aufbrechen“, Michael Hellwig (Hrsg.), Enger, 2025.



Švitrigaila Conrad geboren 2009 in Hessen, Sohn des Schriftstellers Bernhard Conrad, lebt aktuell in Baden-Württemberg und besucht dort ein Gymnasium



Andreas Rumler geboren 1955 in Bremen, lebt dort und in Elsdorf. Autor und Journalist, publizierte wissenschaftliche Biografien und Essays, Kunst-Reiseführer, Hörspiele, Lyrik und Prosa. Aktiv als Beisitzer im Präsidium des PEN-Zentrums Deutschland, im Vorstand der internationalen Goethe-Gesellschaft in Weimar und stellvertretender Vorsitzender der Ortsvereinigung der Goethe-Gesellschaft in Bremen. Mitglied u. a. der europäischen Autorenvereinigung Kogge sowie des Pegnesischen Blumenordens von 1644.

Aktuelle Neuerscheinung:
ERFT-LAND-SPLITTER - lyrische Notate

<https://kulturmaschinen.com/wir-kulturmaschinen-autorinnen-2021/andreas-rumler>



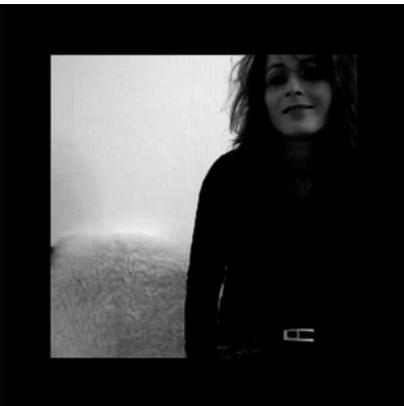
Helmut Blepp; * 1959 in Mannheim, selbstständiger Trainer & Berater (Arbeitsrecht); lebt in Lampertheim; vier Lyrikbände, zahlreiche Veröffentlichungen in Anthologien und Zeitschriften; Mitglied Gesellschaft für zeitgenössische Lyrik e.V., Joachim Ringelnatz-Verein e. V., Gruppe 48 e. V., SternensBlick e. V., LIL – Literaturinitiative Lampertheim.



Hillebrand Eleonore, 1935 geboren in Rees, aufgewachsen am Niederrhein; ehem. Rechtspflegerin, lebt in Neuss. Sie schreibt Lyrik und Kurzprosa.

Veröffentlichungen in diversen Anthologien und Zeitschriften. Sechs eigene Bücher erschienen im Skript-Verlag Wolfgang Reif, Neuss. Fünf Jahre Leitung des Neusser-autorenkreises mit Herausgabe der Anthologie „Neuss -literarisch“. Drei Jahre Redaktion der Vereinsbroschüre „Der Gießlerjunge“ des FDB (Freunde Düsseldorfer Buch e.V.). Seit 2013 ständige Autorin im SPIRITletter bei „PUBLIK FORUM“.

Mitgliedschaften: FDA NRW, Literaturbüro NRW, Die Gruppe 48.



Marianne Schaufler, 1976 geboren, lebt in Mittelfranken. „Weswegen ich schreibe, möchte ich in eine gläserne Vitrine stellen, an der man langsam vorbeisieht – um eigene Bilder zu finden, um in alle Richtungen mit offenen Augen zu denken.“



Erich Pfefferlen, als Studiendirektor war er Literaturbeauftragter an den Schulen in Bayern sowie im Arbeitskreis „Kreativität im Unterricht“ am ISB. Zahlreiche Veröffentlichungen: Kurzprosa, Essays und vor allem Lyrik (bisher 13 Gedichtbände, darunter auch zwei- und dreisprachige); Literaturpreise, Auszeichnungen; Herausgeber von Anthologien.
<https://www.pfefferlen.de>



Barbara Schleth, WortArt, Texte und Lyrik, arbeitet in der Redaktionsarbeit bis Mitte 2025 in der eXperimenta, in regionalen Kunstprojekten, bietet Lesungen, lyrische Spaziergänge an und ist Mitglied im Verein: (ImBild) – Kultur in Stormarn. Ihre Lyrik ist in mehreren Anthologien vertreten, zuletzt in: „Ich liebe die Tage“ lyrische Prosa mit Barbara Rossi, 2024 erschienen in der EDITION MAYA.



Peter Reuter, Schriftsteller, geboren 1953. Er schreibt Kurzgeschichten und Satiren, zeitkritische Gedichte und Haikus. Mitglied beim PEN-Zentrum Deutschland, Literaturgruppe „Grenzenlos“. Literaturzeitschrift WORT-SCHAU. Bücher, Radio, Theater, Kabarett.



Jürgen Strasser, geb. 1968 in St. Pölten, Studium der Romanistik in Salzburg und an der Sorbonne. Veröffentlicht sporadisch in Zeitschriften und Anthologien. Übersetzt aus dem Französischen und Englischen, darunter: Maurice Genevoix: Nahaufnahme des Todes (Leipzig, 2016); Paul Tillard: Das Brot der verfluchten Zeiten (Leipzig, 2012); Jean-Michel Maulpoix: Der Geistschreiber (Leipzig, 2010); Philibert-Charrin: Stift trifft oft. Der Skizzenblock eines Zwangsarbeiters (Wien, 2008); Robert Quintilla: Ein Gallier in Danubien (Wien, 2006).

Warum also politische Lyrik?

Von Benjamin Baumann

Wer politische Lyrik publiziert, dem begegnen im Literaturbetrieb nicht selten Vorurteile. Sie gründen oft in verständlicher Skepsis gegenüber moralistischen Einseitigkeiten, unoriginellem Sendungsbewusstsein oder Weltverbesserungskitsch.

Dabei komme – so einer der Vorwürfe - das Bewusstsein für die Wahrung literatur-ästhetischer Formen zu kurz. Das poetologische Handwerk gerate gegenüber der moralischen Botschaft ins Hintertreffen.

Yevgeniy Breyger sagte im Deutschlandfunk-Kultur nach Ausbruch des Krieges in der Ukraine, dass es ihm zynisch vorgekommen wäre, einen fast schon fertigen *formstrengen* Gedichtband zu veröffentlichen, woraufhin er neue Texte schrieb und unter dem Titel *Frieden ohne Krieg* (kookbooks) publizierte.

Nun ist die Form darin aber nicht vollkommen ins Beliebige, bloß Affektive zerfallen. Das Bewahren der Form ist auch eine Bedingung des Friedens. Sie ist jedoch gelockert, freier und lässt sich auch von Emotionen, von Betroffenheit tragen.

Wer sich aufrichtig die Frage vorlegt, wie die Perspektive von Opfern in deren lebensweltlichem Kontext ausschauen und ohne den Zynismus der privilegierten Außenbetrachtung abgebildet werden könne, der nähert sich literarisch einem offenen Feld, auf dem es selbstverständlich ist, verletzlich und angreifbar zu sein.

Die redliche Auseinandersetzung mit dem Wirrwarr der Täter-Opfer-Perspektiven erfordert zunächst einen Kampf mit der eigenen Eitelkeit. Was danach übrigbleibt, dient als Ausgangspunkt einer vertiefenden Recherche.

Ein flüchtiger Blick auf die Gaskammern von Auschwitz oder die Bürgerkriege in Äthiopien oder dem Jemen genügt nicht zur Rechtfertigung der Selbstermächtigung, Herr einer Erzählung über das Schicksal der Anderen zu werden.

Es gilt aber auch: wenn es zynisch wäre, nach Ausbruch des russischen Angriffskrieges gegen die Ukraine formstrenge Gedichte zu veröffentlichen, dann wäre es *immer* zynisch, dies zu tun, denn wir können die Wahl unserer Form nicht abhängig von einem *bestimmten* Krieg machen, den wir willkürlich – passend vielleicht zu unserer eigenen Biografie – als denjenigen auswählen, der unsere Kunstfreiheit wegen moralischer Bedenken einschränken sollte.

Der humanistische Anspruch einer globalen Solidarität setzt voraus, dass wir nicht zwischen uns und den anderen unterscheiden, wenn es um erlittenes Unrecht geht. Und leider ist es nach wie vor so, dass immer irgendwo Krieg herrscht.

Die Sprache der Opfer – aller Opfer - zu sprechen, bleibt jedoch ein nicht zu verwirklichendes Bedürfnis von Überlebenden. Deshalb muss der literarische Anspruch einer ganzheitlichen Annäherung aber nicht aufgegeben werden.

Natürlich kann ich auch in Sonetten vom Ertrinken im Mittelmeer schreiben. Der Ästhetizismus, der sich darin spiegelte, wäre aber nicht bloß eine Gefahr für die ethische Legitimität politischer Lyrik, sondern Teil jedes elitären Snobismus, der vor allem um sich selbst kreist und jeden Inhalt missbrauchen könnte, um daran einen Ausdruck habitueller Differenz zu manifestieren, der von Empathie nichts wissen will.

Die Suggestion der eigenen künstlerischen Überlegenheit durch Formstrenge zu reproduzieren, verbietet sich, sobald sich Literatur um Erfahrungen wie den Holocaust, Flucht, Hunger, Krieg dreht.

Das bedeutet aber nicht zwangsläufig eine literarische Banalisierung, sondern die Bemühung um vertretbare Balancen zwischen Privileg und Mitgefühl, Verantwortung und Selbstüberwindung.

Der syrische Autor und Musiker Sam Zamrik schrieb mir, kaum ein Verlag wagt es derzeit, politische Lyrik zu veröffentlichen. Ich kann das nicht einschätzen, nehme aber subjektiv eine größere Lücke wahr, die seit zwei Jahrzehnten andauert.

Immer wieder tauchen glücklicherweise einige Stimmen aus dem Umfeld der Betroffenen selbst auf. Breyger etwa stammt aus Charkiw.

Wenn aber nur Betroffene selbst literarisch zu sprechen wagen, führt das im Falle von historischen Ereignissen wie dem Holocaust womöglich zu einem so engen Publikations-Korridor, dass an die Stelle des *Schreibens gegen das Vergessen* schnell das Vergessen selbst treten kann. Zumal wenn unmittelbare Zeugen fehlen.

Verantwortung des Dichters hieße dann, dem beherzt entgegenzutreten und sich angreifbar zu machen. Das Mindeste, was an – wenn auch bloß symbolischer - Loyalität den Opfern zurückzuzahlen wäre, wenn man sie zum *Thema* der eigenen Literatur degradiert. Bei aller intellektueller Redlichkeit: von dieser Schuld kann sich kein politischer Autor vollends lossagen.

Längst ist es auch zum taktischen Mittel geworden, ein moralisches Image zu reproduzieren, um im aufmerksamkeits-ökonomischen Wettbewerb Vorteile zu erringen. Das darf aber nicht zu einer Zurückhaltung derjenigen führen, die um der Sache willen das Wort ergreifen.

Das Motiv, ein Teil von Erinnerungskulturen zu werden, die auch in den künftigen Schutz von marginalisierten und bedrohten Gruppen hineinwirken soll, mit literatur-kritischen Vorurteilen zu überziehen, sollte dann selbst Teil einer verantwortungs-ethischen Reflexion derer sein, die nicht müde werden, politische Lyrik als Gebrauchsliteratur abzuwinken.

Wir Autoren und Autorinnen sollten politische Äußerungen im öffentlichen Raum nicht denjenigen überlassen, die sie als Verwirklichung eigener Interessen nutzen; denjenigen, welche die Atmosphären des Gesprächs durch Parolen vergiften.

Wir sind auf literarische Stimmen, behutsame wie energische Versuche angewiesen, die es nicht scheuen, sich politischen Inhalten zu stellen, deren öffentlicher Echoraum sich einem kontrollierbaren Zugriff verweigert.

Lyrik – zumal politische – gehört in die Mitte einer demokratischen Gesellschaft, nicht an deren Rand. Sie birgt selbst demokratisierende Energien und erinnert uns an den Mut, den es braucht, sich im öffentlichen Diskurs nicht hinter Klischees zu verstecken.

Die Differenzierungspotenz politischer Lyrik kann als Vorbild einer ergebnisoffenen diskursiven Praxis in die Räume zwischen den milieu-spezifischen Bubbles hineinwirken und damit notwendige Brücken bauen.

Daher also – und dies nur unter anderem - politische Lyrik.



Benjamin Baumann ist Autor, Lyriker, Künstler & Philosoph. Baumann beschäftigt sich als Arbeiterkind vom sächsischen Land mit klassistischen Phänomenen insbesondere im Kunst- u. Kulturbereich. 2008 – 2015 Studium der Philosophie, ev. Theologie, Soziologie, Germanistik und Angewandten Ethik in Dresden und Jena. 2024 Debüt „Kollateralschädel“ erscheint im Leipziger Literaturverlag und erhielt den Preis des Literaturfestes Meißen 2024, steht auf der Liste der Lyrikempfehlungen 2025. Benjamin Baumann lebt und arbeitet in Leipzig.

Kontakt zum Autor: benjamin.baumann@mail.de
 Mehr Informationen unter:
www.lyrikempfehlungen.de
<https://l-lv.de/neu/baumann-benjamin-kollateralschaedel.html>



Marlies Blauth, Landschaft

Marlies Blauth, geb. 1957 in Dortmund, lebt und arbeitet in Meerbusch bei Düsseldorf und ist Künstlerin (Studium Kunst, Biologie, Kommunikationsdesign) und Lyrikerin. Ausstellungen seit den 1980er Jahren in verschiedenen Galerien, Museen und Kirchen; Gedichtveröffentlichungen seit 2006 in zahlreichen Anthologien und Zeitschriften, außerdem in vier Lyrikbänden (ein fünfter erscheint voraussichtlich Ende 2025).



Künstlerin des Monats Marlies Blauth

Zwischen Ordnung und Chaos eine Position beziehen

experimenta_ Liebe Marlies Blauth, ich freue mich sehr, dieses Interview mit Ihnen führen zu dürfen. Sie sind Künstlerin des Monats dieser Sommerausgabe der **experimenta**. Für unsere Lesenden möchte ich Sie zunächst kurz und knapp vorstellen:

Sie wurden 1957 in Dortmund geboren, leben und arbeiten in Meerbusch bei Düsseldorf. Die Rheinische Post veröffentlichte mehrere Artikel über Sie und schrieb in einem davon: Der Name Marlies Blauth ist aus der Meerbuscher Kulturlandschaft nicht wegzudenken, und auch über die Stadtgrenzen hinaus bekannt.

Marlies Blauth_ Wir sind aber auch nur eine kleine Stadt ... acht Dörfer zusammengelegt, ca. 57.000 Einwohner.

experimenta_ Mittlerweile haben Sie bereits 4 Lyrikbände veröffentlicht, ein weiterer kommt bis Ende des Jahres hinzu. 2021 ist Ihr Lyrikband „Bilder aus Kohlenstaub“ Gedichte und Zeichnungen im ATHENA-Verlag erschienen, der dritte in dieser Folge von Veröffentlichungen. In dem Band befinden sich neben Lyrik 43 Zeichnungen mit Kohlenstaub.

Sie sagten einmal, diese Region (= das Ruhrgebiet, früher *die* Region für Kohle und Stahl) habe Ihre Sprache, Ihren Blick und Ihre Lebensweise geprägt. Auch habe ich, wenn richtig bemerkt, feststellen können, dass Sie – in Ihren zahlreichen Veröffentlichungen, unter anderem in Anthologien – der Begriff „Heimat“ inspiriert.



Was bedeutet Heimat, und welche Verbindungen sehen Sie in Ihrem bisherigen künstlerischen Schaffen?

Marlies Blauth_ Heimat war lange ein etwas konservativ gefärbter oder jedenfalls altmodischer Begriff. Ich benutze ihn auch nicht oft. Andererseits möchte ich hin und wieder „Verwurzelung“, Erinnerungen und Kindheitsprägungen anklingen lassen. Das Ruhrgebiet, das ich als Kind kennenlernte, gibt es heute nicht mehr; das war sicher ein Auslöser dafür, unwiederbringliche Erfahrungen zu notieren und lyrisch zu verarbeiten.

experimenta_ Liebe Marlies Blauth, Kunst gehört für Sie seit dem vierzehnten Lebensjahr zum Leben dazu. In der Grundschule bereits „sammelten Sie schöne Worte“. Sie haben bei Anna Oppermann, Wil Sensen und Bazon Brock Kunst studiert und ein Diplom an der Universität Wuppertal erworben, Schwerpunkte: Freie Grafik und Illustration. Sie möchten im besten Sinne neugierig bleiben und experimentieren mit ungewohnten Materialien und ihren ästhetischen Möglichkeiten. Würden Sie sagen, Ihr künstlerischer Werdegang hat Einfluss auf diese Experimentierfreude, oder

würden Sie diese als etwas lange in sich Lebendes auffassen? Gab es andere Einflussnahmen auf Ihren Ausdruck?

Marlies Blauth_ Da erinnere ich mich an eine Situation – ich mag um die 15 Jahre gewesen sein –, wie ich meine Mutter mit dem Ausspruch „Mein Gestaltungsdrang ist unendlich“ zum Lachen brachte. Die Neugier war ja immer da, ich kenne es nicht anders, als aus verfügbaren Materialien „etwas zu machen“. Mit Mutters Nagellack habe ich mir nicht die Nägel lackiert, sondern ein Portrait gezeichnet. Farbstifte wurden in Wasser getaucht, abenteuerliche Farbmischungen ausprobiert. Mit 14 Jahren spürte ich deutlich den Wunsch, meine Möglichkeiten zu erweitern, und ich hatte das Glück, von zwei Professoren der damaligen Werkkunstschule/ Fachhochschule Dortmund künstlerisch betreut zu werden. Fortan arbeitete ich mit professionellen Materialien, mein Vater wunderte sich indes sehr, *wie* teuer es ist, Kunst zu machen.





experimenta_ Ich habe in einer Einführungsrede gelesen, wie Sie auf Ihrer Seite: www.kunst-marlies-blauth.blogspot.com für Ingeborg Hartmann Keller einen ihr und wohl auch Ihnen „seelenverwandten“ Künstler zitieren, nämlich Julius Bissier: „In drei Strichen, die einer mit dem Pinsel macht, muss eigentlich schon alles drinstecken: er selbst mit seiner Konstitution plus Temperament etc., seine Zeit und, ganz generell: Seine Stellungnahme zum Leben.“ Diese Ausgabe titelt „In der Arbeit des Schreibens zeigt sich der Mensch“. Natürlich kann das Schreiben hier als Synonym für künstlerisches Schaffen insgesamt gesehen werden. Wie sehen Sie diese Aussage?

Marlies Blauth_ Ja, natürlich „zeigt sich der Mensch“, wenn er sich äußert (das muss gar nicht künstlerisch sein). Mich begeistern oft die Nebensächlichkeiten des Alltags: Wenn ich eine Teilnehmerliste sehe, auf der alle mit demselben Stift geschrieben haben, ist doch keine Schrift wie die andere. Oder: Jede und jeder spricht eine eigene Sprache, auch wenn man davon ausgehen kann, dass innerhalb der schulischen Laufbahn ein ganz ähnlicher Wortschatz aufgebaut wurde.

experimenta_ Auf dem Titelbild ist eines Ihrer Werke aus der Reihe *Menschenbilder* zu sehen. Dieser Arbeitsreihe haben Sie sich von 2009 bis 2017 gewidmet und ergänzen sie fortlaufend. Mögen Sie uns etwas zu dieser Frau erzählen? Oder handelt es sich hierbei um ein fiktives Porträt?

Marlies Blauth_ Ja, letztlich sind es fiktive Portraits – aber doch fußend auf Fotos, die ich unterwegs gemacht habe, an Bushaltestellen, auf Bahnsteigen. Diese Fotos habe ich manuell (nicht digital) stark bearbeitet, also hineingemalt und -gezeichnet und damit zur Unkenntlichkeit verändert.

experimenta_ 21 Jahre haben Sie Lehraufträge wahrgenommen, seit 2003 organisieren Sie das Projekt *Kunst in der Apsis* und haben von 2012 bis 2015 Kunst in der Grundschule unterrichtet. Wie würden Sie den Stellenwert von Kunst in der Gesellschaft für sich benennen? Wie wichtig ist es, diese generationsübergreifend zu vermitteln?

Marlies Blauth_ Die Kunst hat es in der Gesellschaft immer noch schwer. Das merke ich immer daran, dass es für selbstverständlich gehalten wird, im Sport zu trainieren oder auch ein Musikinstrument zu beherrschen, weil man beständig übt. Nur die Kunst wird den Ruf nicht so recht los, dass man – irgendwie inspiriert – einfach „den Ärmel schütteln“ muss, um dann in Sekunden-schnelle einen wunderbaren Wurf zu landen. In diesem Zusammenhang kann man nur sagen: „Kunst ist schön, macht aber viel Arbeit“ – dass der Spruch wohl doch nicht von Karl Valentin stammt, macht ihn nicht weniger wahr. Alle, mit denen ich bisher gearbeitet habe, stellten fest, dass man Zeit und Geduld braucht (das ist ja schon mal was :) – und professionelle künstlerische Arbeit erfordert jahrelange Beharrlichkeit trotz mancher Rückschläge und – oft – finanzieller Einschränkungen.



nicht weniger wahr. Alle, mit denen ich bisher gearbeitet habe, stellten fest, dass man Zeit und Geduld braucht (das ist ja schon mal was :) – und professionelle künstlerische Arbeit erfordert jahrelange Beharrlichkeit trotz mancher Rückschläge und – oft – finanzieller Einschränkungen.

experimenta_ Frau Marlies Blauth, Sie schrieben einmal, es sei für Künstlerinnen oder Künstler eine Herausforderung, zwischen Ordnung und Chaos eine Position zu beziehen. Mögen Sie uns und den Lesenden veranschaulichen, was Sie damit meinen?

Marlies Blauth_ Man könnte auch sagen: Handwerk versus Inspiration. Die Kunst braucht beides. Handwerkliche Virtuosität lädt zum Staunen ein, kann aber schnell mechanisch-seelenlos werden. Der

gegensätzlichen Variante, die den persönlichen Duktus betont, den Zufall, den Moment alles bestimmen lässt, fehlt wiederum das handwerkliche Maß.

Als ich mit Kohlenstaub arbeitete, wurde mir diese Gratwanderung noch einmal deutlich: Ich lege fest, was ich zeichnen will, und das „Eigenleben“ des Materials unterstützt diesen Plan, konterkariert ihn mitunter aber auch. Die Arbeit wird zu einer Art Dialog. Wenn Gottfried Benn in seinem Gedicht „Ikarus“ sagt: „o du Weithingewölbter, enthirne doch [...] mein Auge“, so spricht daraus – und es gäbe noch mehr Beispiele – eine geballte Sehnsucht weg vom Vernünftigen, Getakteten, Geordneten, die sogar zur Folge hatte, dass Drogenkonsum wenn nicht gutgeheißen, so doch jedenfalls verharmlost wurde. Auch in meiner Studienzeit um 1980 war das ein Thema, nicht selten wurden Drogen als eine Art Voraussetzung für Kunst gesehen.



Marlies Blauth,
Ruhrgebiet



Es ist ja richtig, die handwerkliche Komponente nicht „bürgerlich“ überzubewerten, aber mir wäre die Kunst, die unter oder nach Drogeneinfluss entsteht, viel zu „chaoslastig“.

experimenta_ Ihre Lyrik verfassen Sie am liebsten während einer Zugfahrt am offenen Fenster, ich darf hinzufügen: noch analog, somit handschriftlich. Gibt es für Sie ebenfalls eine Atmosphäre, bei der Sie am liebsten malen?

Marlies Blauth_ Am offenen Fenster ... das klingt fast lyrisch, ist heutzutage aber kaum noch möglich, die Züge sind fast alle klimatisiert.

Was das Malen betrifft, muss ich den Begriff „Heimat“ noch einmal hervorkramen! Nach einem Atelierwechsel brauchte ich sage und schreibe ein halbes Jahr, um wieder arbeiten zu können. Schreiben kann ich überall, beim Malen und Zeichnen bin ich unbeweglich wie eine Steinkoralle. Das war schon in der Schule und beim Studium so – jede Ablenkung lässt mich scheitern. Die künstlerische Aufnahmeprüfung („vor Ort“) war schrecklich für mich, und nach einem Kunstworkshop in Finnland kam ich völlig „ohne Beute“ zurück.

Ich brauche die gewohnte Umgebung mit ihren Farben, Geräuschen und Gerüchen – und bitte keine Menschen um mich herum. Das ist beim Schreiben völlig anders, warum auch immer.

experimenta_ In Ihren Lyrikbänden finden sich Bilder und Worte verwoben. Bei der Entstehung jedoch, so las ich, gehen Sie einem Entweder-oder-Prinzip nach. Wie verbinden Sie diese Arbeiten? Oder inspirieren sie sich

gegenseitig und sind somit bereits anfänglich verbunden?

Marlies Blauth_ Ich kann ja nur immer eine Tätigkeit ausüben, nicht zwei gleichzeitig. Das, was beide Disziplinen verbindet, bin ich, ist meine Person. Meine Wahrnehmung äußere ich zwar mit verschiedenen Mitteln, aber in sich stimmig. Das meint das „Verwoben“.

experimenta_ Liebe Marlies Blauth, an Ihren unterschiedlichen Serien arbeiten Sie jeweils über Jahre. Mögen Sie den Lesenden erzählen, mit was Sie sich gerade beschäftigen?

Marlies Blauth_ Da ich das Unterwegs-Thema gerade zu einem größeren Projekt gleichsam erkoren habe, verbinde ich das explizite Schreiben in öffentlichen Verkehrsmitteln mit landschaftlichen Darstellungen. Das sind vor allem experimentelle Zeichnungen, Ritzzeichnungen mit der Radiernadel auf Fotopapier, kombiniert mit Malerei und Bleistift.

experimenta_ Die KI wird kommen, vordergründig die AI. Manchen treibt eine Sorge um, dass bestimmte Berufsgruppen durch KI ersetzt werden könnten. Was denken Sie über KI, kann sie Kunst?

Marlies Blauth_ Die KI ist ein Handwerkszeug, wenn auch hochkomplex und nicht so schlicht wie Hammer und Nagel. Aber – und nun komme ich noch einmal zur Inspiration zurück – sie, die KI, kann nicht geistvoll sein, sie kann nur Informationen „intelligent“ verknüpfen, die sie schon hat.



Ich bin ja ein religiöser Mensch, und Pfingsten ist noch nicht lange vorbei: Ich sehe im „Heiligen Geist“ den entscheidenden Unterschied zwischen Mensch und KI, und mich wundert sehr, dass das (noch) so wenig Thema in Theologie und Kirche zu sein scheint.

Nein, Kunst kann KI m. E. nicht. Sie kann, völlig kalt und seelenlos, einen vorgegebenen Text illustrieren, wird aber schnell an den Rand des Kitsches gelangen. Wir Künstler und Künstlerinnen haben, außer Geist, Begeisterung usw., den Vorteil, mit echten Materialien zu arbeiten, die wir – und da schließt sich wohl ein Kreis zu meinem eigenen Tun – völlig unkonventionell und experimentell einsetzen können, ohne eine Vorgabe zu bekommen, die die KI aber braucht.

KI „sagt“ übrigens selbst, dass sie keine Gedichte schreiben kann; einmal habe ich mit ihr geschimpft, dass sie völlig tumbes, spießiges Zeug schreibt, dass ich mehr „Kreativität“ erwarten würde. Da bekam ich zur Antwort, dass wirklich kreative Lösungen dem Menschen vorbehalten seien.

experimenta_ Liebe Marlies Blauth, das Land NRW hat Projekte von Ihnen mit Stipendien gefördert: im Jahre 2020 *Kohlenstaub*, *Menschen* in 2021 und *ChurchPaintings* in 2022. Meiner Internetrecherche durfte ich entnehmen, dass Sie sich auch sozial sehr engagieren. Wie kam es zu dem Projekt *ChurchPaintings*? Was bedeutet Glauben für Sie? Üben Kirchen eine besondere Faszination auf Sie aus? Und wenn ja, warum?

Sehen Sie im Glauben eine Chance für ein Miteinander in einer Welt, die sich zu spalten scheint.

Marlies Blauth_ Über die *ChurchPaintings* könnte ich natürlich ein ganzes Referat abliefern. Nur so viel: In einigen Kirchen gibt es beachtliche Ausmalungen, darunter vielfach pflanzlich-ornamentale. Deren Formen und Farben habe ich als Anregungen für meine Serie genommen.

Im kirchlichen Bereich engagiere ich mich vor allem kulturell, das Soziale bezieht sich eher darauf, dass ich ehrenamtlich Veranstaltungen organisiere, die kostenlos angeboten werden können (Ausstellungen, Konzerte, Lesungen). Ja, ich bin fest davon überzeugt, dass Spiritualität und Glaube – die in einer sich gegenseitig verstärkenden Beziehung zueinander stehen – für Menschen hilfreich sein können. Das, was heute immer wieder eingefordert wird, Frieden, Respekt, Einladen statt Ausgrenzen usw., ist ja alles nicht neu. Die Kirchen haben leider den Fehler gemacht, sich selbst nicht unbedingt danach zu richten. Aber wir alle kennen auch „gute“ Beispiele, beeindruckende Persönlichkeiten und über die Jahrhunderte immer wieder „Heilige“, die mit ihrer standhaften Konsequenz auch heute noch überzeugen können. Franz von Assisi, der vor rund 800 Jahren lebte, löste sich bewusst von Reichtum und Macht, und solche – ehrlichen – Bestrebungen gab es ja immer.

eXperimenta_ Liebe Frau Blauth, ich danke Ihnen herzlich für Ihre interessanten Antworten und die Möglichkeit zu diesem Interview.

Das Interview führte Marianne Schaufler



Marlies Blauth, Landschaft

Max und die Künstler

Später Nachmittag. Licht fällt schräg auf die Ziegelsteinmauer gegenüber, lässt sie rötlich glimmen, ein rechteckiges, von Fenstern gerastertes Liniengeflecht. Der alte Herr, den ich so oft im Bademantel sitzen sehe, drüben, ist heute wohl ausgegangen. Sein Sessel leer, verwelkte Blumen in der Vase. Ob er krank ist? Gestern war er noch da. Ein Martinshorn heult grell, hallt zwischen den Gebäuden wider, erlischt in einer Parallelstraße. Ich lasse die Jalousie halb herab, kläffe deren Streifen über Fensterbank und Heizkörperabdeckung werfende Lamellen, mag es halbschattig, fokussiert auf das Notizbuch im Lichtschein der grün beschirmten Leuchte, in dem ich vorhabe, meine Gedanken über Johann G. aufzuschreiben, den jungen, von Leo Navratil befragten Schizophrenen, setze mich an den runden Glastisch, öffne die Kladde, weiß aber nicht, wo und wie zu beginnen. Also rekapitulieren: Johann G., unehelich geboren, wurde von der Mutter zur Großmutter, von dieser in ein Heim abgeschoben, wo er weder von den Eltern noch anderen Verwandten besucht wurde, ein sich selbst und Institutionen überlassenes Kind, so, wie die taubstumme, fremder Pflege übergebene Schwester, nur der Bruder verheiratet und Vater eigener Kinder. Dann, so der Junge im Gespräch, sei er krank geworden, depressiv, habe immer mehr grübeln müssen ... Ich erinnere mich plötzlich an den Friseur, Max, der mir heute Bart und Haare geschnitten hat, ein schüchterner junger Mann von etwa zwanzig Jahren, der mir während der Arbeit erzählte, in einer Wohngemeinschaft zu leben, allein zu sein, ohne Familie oder Freunde, einer, der Sehnsucht nach Nähe doch Angst davor habe, sich anderen anzuvertrauen, von dem ich mir vorstellen könnte, eines Tages durchzudrehen, sich möglicherweise ... später, so Johann G., habe er ein Fieber gefühlt, eine Hitze im Kopf, eine Spannung, dass Gegenstände vor seinen Augen zerbrachen, explodierten, sogar Menschen in zwei Teile zerrissen, ja, habe nur daran denken müssen, willentlich, dies zu provozieren, auch sei er sich sicher gewesen, dass die anderen, wenn er sie ansah, seine Gedanken und er die ihren lesen konnte ... Hat Max nicht innegehalten und, in den Spiegel blickend, wie beschwörend geflüstert, dass er niemanden an sich heranlassen werde, weil die Liebe, wie er wisse, zu Ende sei, bevor sie angefangen habe, errötete, senkte den Blick, als würde er versuchen, einen Zweifel abzuwehren, frage mich, ob dort nicht auch etwas zerrissen ist: Vertrauen, Hoffnung, Lebensfreude ... Die Lampe spiegelt sich im Fenster, erweitert den Raum nach draußen, ich sitze innen, siebte Etage, Apartment „F“, Manhattan, und schwebe, weil es dämmerig geworden ist, fast dunkel, seitenverkehrt zwischen den Gebäuden, das Fenster gegenüber blind, der Nachbar nicht zurück, schwebe also fort, hinaus, wie, frage ich mich, wenn Max anfinge, hämische Stimmen zu hören, sich gegen sie zu wehren, könnte auch, erschreckt, Gegenstände

zerfallen sehen, also Vernichtungszeuge werden, wie, wenn er jemanden kennenlernen würde, der ihn ... ich greife nach dem Füller, öffne das Notizbuch, will hineinschreiben, dass ich dabei bin, aus zwei Figuren eine und daraus den Held einer Novelle zu machen, nein, Unsinn, was soll das, und unterlasse es, die verrückte Idee zu notieren, verwirrte Schützen zielen daneben ... Wollte ich nicht nach Beacon zur „Dia Foundation“ fahren, um Landschaftskunst am Hudsonufer und überdimensionierte Skulpturen in der umgebauten Fabrik zu betrachten? Ja. Morgen. Das wird mich auf andere Gedanken bringen. Ich schließe Buch und Füller, schalte die Leuchte aus. Spiegelungen erloschen. Stille. Zurück im schummerigen Zimmer.

Die Industriefenster des Museums, Beacon upon Hudson, legen Raster über das winterlich kahle Geäst der Bäume, wie, wenn ich die Ausschnitte vertauschte, gegeneinander versetzte, um Äste und welke Blätter in ein abstraktes Gemälde zu verwandeln, atmende, sich im glänzenden Betonboden spiegelnde Flächen, so, wie der Himmel während der Bahnfahrt seine Farben im Fluss verschüttete, ja, alles schimmert, die Räume hell durchflutet, oben verglaste, quer über den Hallen liegende Schächte, vorne, links, unverputzte Backsteinwände, Seitenraum, architektonische Erinnerung an frühere Funktionen, mehr noch, ein ausgespartes Nest für die überlebensgroß kauernde Spinne von Louise Bourgeois, „Maman“, schon kann ich die staksigen, auf spitzen Klauen stehenden Bronzebeine erkennen, vier fünfgliedrige, aus gedrungen wulstigem Leibesknoten dringende Paare, die, wie ich heran tretend sehe, fast den gesamten Raum bespielen, darunter die Brut, weiße Marmoreier in geflochtenem Sack, „Maman“, die Netze webt, aushängt, Löcher flickt, wie Louises früh verstorbene Mutter, kluge, umsichtige Gobelin-Restauratorin, die ihre Tochter schützte, tröstete, gegen den Furcht einflößenden, fremdgehenden Vater verteidigte, zwiespältige, in einen Spinnenkörper gefasste Gefühle, Beschützen versus Beengen und gefressen werden, kauern, weil offen ist, ob „Maman“ sich duckt, um die Brut zu behüten oder dabei ist, abzuspringen, anzugreifen, auch wenn das Ziegelsteingehäuse für radikale Reaktionen zu eng ist, und lädt dazu ein, sich auszudenken, was die Künstlerin erzählen wollte ... Max? Frage mich, wie dessen Mutter war, beschützend oder abwehrend überfordert wie jene von Johann G., verlassenes, ungeliebtes Kind, wohl eher wie Letztere, wenn ich an sein einzelgängerisches Leben und die Äußerung denke, dass alles vorbei sei, bevor es angefangen habe ... nein, ich wollte nicht weiter darüber sinnieren, aber Max drängt sich auf, will wahrgenommen werden, löse mich von der gigantischen Spinne, um auf andere Gedanken zu kommen, andere Künstler, andere großformatige Werke kennenzulernen, steige ins Erdgeschoss hinunter, zu Richard Serras meterhohen, tonnenschweren Skulpturen aus Cortenstahl, „Torqued Ellipses“, die dazu auffordern, sie zu begehen, leicht von innen nach außen und umgekehrt schwingende, rostfarben patinierte elliptische Wände, was, frage ich mich, sollen diese Kolosse bedeuten, und trete durch den hohen Spalt hindurch, unten matt glänzender Zement, oben die Streben der Decke, gehe langsam an den Flächen entlang, weiß bald nicht mehr,

ob ich mich oder sie sich bewegen, trete durch ineinander gewundene, nur sich selbst bedeutende Räume, die meine Wahrnehmung erst lähmen dann herausfordern, worum, also, geht es hier, ich, Raum, Bewegung, Zeit, und wie in Sprache fassen, was nicht zu verbalisieren ist, scheinen Subjekt und Objekt doch wortlos verschmolzen, frage mich auch, ob diese Skulpturen für Serra, von Kyotos Zen-Gärten inspiriert, erst durch intuitives, seelenschwebendes sich in ihren Räumen Ergehen zu Kunstwerken werden ... wie, denke ich plötzlich, würde Max sich in dieser geschwungenen, endlos wirkenden Drehung fühlen, ausgesetzt, verwirrt, schwindlig, ohne zu wissen, wohin, bedürftig nach Orientierung, zweifelnd, ob es jemanden gäbe, sie ihm zu gewähren, er selbst, geängstigt, sicherlich nicht, wer würde ihn also führen und lehren, sich im Labyrinth zu verorten ... aber da trete ich aus den Stahlellipsen in vertrautes Ambiente hinaus, glänzende Böden, Fenster, winterlich kahle Bäume, gehe ganz in Gedanken versunken, als gäbe es nichts mehr zu sehen, durch das Gebäude, um ins Freie, nach Manhattan, mehr noch, zurück an meinen Schreibtisch zu gelangen ... betrete die Bahnstation, richte Jacke und Mütze im kalten, vom Fluss wehenden Wind, vernehme von fern die Signale des sich nähernden Zuges, der endlich einfährt und anhält und setze mich an ein Fenster, um den Himmel im Hudson River schwimmen zu sehen, wer ...

Ich werde geweckt von quietschenden Geräuschen, schlenkernden Stößen, schlage, nach Luft schnappend, die Augen auf, spiegele mich im Fenster des Waggon, zurück im langsam über Tunnelweichen rumpelnden Zug, mein Mund ist pelzig, muss wohl geschnarcht haben, einzelne Passagiere erheben sich, um im Zug weiter nach vorne und schneller in die Stadt oder auf andere Bahnen zu gelangen ... ich träumte, Kopfschmerztabletten im Supermarkt erwerben zu wollen, fast leere Regale, aufgerissene, weggeworfene wirkende Verpackungen, der riesige Discounter ein einziges Desaster, bewege mich mühsam zur hell erleuchteten Pharma-Abteilung hinüber, aber da ist niemand, nur Scherben, zerknüllte Rezepte auf dem Tresen, rufe, keine Antwort, schelle, nichts, keine weiteren Kunden, bin wohl der Letzte in diesem verwüsteten Laden, überquere die Avenue, um woanders Schmerztabletten zu finden, seltsam, alles wie ausgestorben, niemand unterwegs, waren die Leute doch eben noch dabei, fürs Wochenende einzukaufen, die Gebäude gegenüber, nein, alle Gebäude sind demoliert, dunkel, drohen, einzustürzen, Boutiquen geplündert, Restaurants, „Convenience Stores“ verbarrikadiert, auf Gehwegen Schutt und Gerümpel, was eben noch hell und lebendig war, zerstört, kreuz und quer, verkeilt zertrümmerte Pkw, Laster, Busse, reglos eingequetschte, wie Puppen wirkende Menschen, hier ins Leere greifende Hände, Köpfe, dort, mit erloschenen Augen, fahler Mond über wabernden Schatten ... ich laufe irritiert umher, verstehe nicht, was geschehen ist, suche nach Überlebenden, um zu erfahren, warum alles vernichtet worden ist, muss es doch Antworten geben, dort vorne, ja, dort vorne sind welche ins Gespräch vertieft, aber sie sacken in sich zusammen, wenn ich das erfahren, warum alles vernichtet worden ist, muss es doch Antworten geben, dort vorne, ja, dort vorne sind welche ins Gespräch vertieft, aber sie sacken in sich zusammen, wenn ich das

Wort an sie richte, zerfallen zu Staub ... verharre, halte den Atem an, höre ein Echo keifender Kojoten, will zurückweichen, fliehen, weiß weder wohin noch wage ich es, mich zu rühren, versuche, leblos zu wirken, um sie zu täuschen, nicht angefallen, zerfleischt, gefressen zu werden, aber da kommen sie witternd, zeitlupenhaft näher, Angst, habe schreckliche Angst, mein Kopf glüht, droht zu bersten, nehme leises Knirschen wahr, Knacken, als würde mein Schädel zerspringen ... schleifend misstönige Fahrtgeräusche, Quietschen, Stöße, der Zug bremst ab, hält an, wartet auf das Signal, weiterfahren zu dürfen, bin kurz vor Manhattan in diesen Traum geglitten, bleibe, während der Zug sich langsam ruckend voran bewegt, um in der hell erleuchteten „Grand Central Station“ einzufahren, bleibe also sinnend sitzen, nein, habe weder Kopfweg noch andere Beschwerden, nur einen pelzigen Mund, weil ich geschnarcht haben werde, „Max“, wen wundert's, die Kunstfigur hat mich ergriffen, lasse die anderen aufstehen, Jacken und Taschen rafften, drängeln, um zügig in die Stadt zu gelangen oder Anschlusszüge zu erwischen, werde mir Zeit nehmen, versuchen, Abstand zu gewinnen, nicht weiter nachzudenken. Max muss bis morgen warten. Der 42nd Street Shuttle fährt bis Mitternacht, am Times Square sehe ich weiter.

Der alte Herr steht im Bademantel vor dem Fenster, blickt nachdenklich hinaus, keine Ahnung, was er sieht, die gegenüber liegende Mauer mit Feuerleitern, mich, der morgens mit einem Becher Kaffee und der aufgeblätterten *New York Times* am Tisch sitzt, aber vielleicht ist er in Gedanken ganz woanders, abgedriftet, so wie ich, nachdenkend, ob einer, dessen Lebensgefüge zerbrochen, der weder auf sich selbst noch auf andere bezogen ist, sondern in zerbrochenen Gefügen verloren, denke also darüber nach, ob er dazu fähig wäre, Tiere, Menschen, Gegenstände vor seinem inneren Auge aufzulösen ... nein, ich weiß, was der Alte sieht, Johann G. und Max, gegenwärtig aber nicht anwesend, nimmt fasziniert wahr, wie sie sich ineinander auflösen, zu einem Wesen werden, „Max“, von dem ich erzählen möchte, auch wenn ich noch nicht weiß, wie oder was, von einer schicksalhaften Begegnung, deren Konsequenzen und wer der andere sein soll, jemand, der, nach Nähe, Liebe, Anverwandlung suchend, weiß, was es bedeutet, Verluste zu erleiden, eine, mit anderen Worten, Liebesgeschichte, mit, wie ich in seinem Fall verstanden habe, einem anderen Mann ... Der alte Herr, gegenüber, hat sich zurückgezogen, Zeit, mich der *New York Times* zu widmen, was ist ein Morgen ohne deren Lektüre, Breyten Breytenbach, der südafrikanische, in Paris lebende Maler und Schriftsteller, lese ich und betrachte die Fotografie des graubärtigen, versonnen blickenden Mannes, ist Gast der New York University und wird Gemälde in „La Maison Francaise“, Washington Mew, ausstellen, gerne habe ich seine Bücher gelesen, gerne würde ich seine Bilder sehen, aber ich stutze, halte inne, frage mich, ob es denkbar wäre, „Max“ mit einem älteren Künstler zu verbinden, dröhnend einschlagende Gefühle aus heiterem Himmel, zwei gegensätzliche Charaktere, warum nicht, aber wo sollen sie sich begegnen, bei Kopfwäsche, Haarschnitt, Rasur, wo sonst, klar, in Max' Friseursalon, ein zufälliges Treffen, da wäre ein Anfang gemacht ... die New Yorker Hafenbehörde, lese ich im Regionalteil weiter,

will mit einem Gutachten überprüfen lassen, ob die seit 1953 aufgegebene, fünfeinhalb Meilen lange Bahnstrecke entlang des Kill Van Kull Waterway an Staten Islands Nordküste neu gebaut werden soll, um die dort siedelnden, lateinamerikanischen Emigranten zu bedienen, aber es ist die schwarzweiße Fotografie wirr aus Sand und Gestrüpp ragender Balken und Schwellen eines verrottenden Ufer-Bahndamms, die mich fesselt, hölzerne Trümmer, aus denen Künstler Skulpturen, aufragende, aus dem Boden wuchernde Werke gestalten könnten, imaginieren zeichnende Hände, Kohle, Bleistifte, Farben, auf Arbeitstischen ausgerollte Skizzen in fabrikhallenartigen Ateliers, „Max“, denke ich, könnte einen Bildhauer kennenlernen, genau, das ist es, einen, der neue Konzepte entwerfen und eingeladen werde, Projekte für Dia Beacon zu entwickeln, was ... ich schiebe die Zeitung weg, um meine Ideen ins Notizbuch einzutragen, schnell, bevor ich sie vergesse, kann aber den Füller nicht finden, taste umher, erfühle ihn unter einer Serviette, „Max“, schreibe ich also, lernt beim Haare schneiden einen Künstler kennen: sie unterhalten sich, werden persönlich, gehen, wer weiß, eine turbulente Beziehung ein, vielleicht, es würde sich finden ... schließe Kladde und Füller, was, denke ich aufschreckend, wenn mein Konzept nur ein Konstrukt, also unstimmig, erzwungen, diese Beziehung sinnlos, zum Scheitern verurteilt ist, blicke irritiert umher, sehe auf die von Fenstern gerasterte Mauer hinaus ... nun, der Versuch ist es wert, werde es darauf ankommen, mich herausfordern lassen, was sonst, wer nicht wagt, der nicht gewinnt, es gäbe viel zu erzählen ... ach, da sitzt ja der alte Herr in seinem Sessel,

schwarzer Rollkragenpulli, Schal, Jeans, lesend, Brille auf der Nasespitze, ganz anders heute, nein, so habe ich ihn noch nie gesehen, hebt plötzlich den Kopf, lässt das Buch sinken, schaut umher, als habe er ein Geräusch vernommen, dreht sich zu mir um, erkennt den fremden Nachbarn im Haus gegenüber, nickt lächelnd, schiebt die Brille zurecht und winkt hinüber. Ich will reagieren, aber da blättert er um, vertieft sich wieder in seine Lektüre.



Ralph Roger Glöckler

die
männliche
Unreife
des
Todes Novellen



Ralph Roger Glöckler, Jahrgang 1950, lebt in Frankfurt am Main. Germanistik-, Romanistik- und Völkerkunde-studium in Tübingen, wo er Mitherausgeber der Zeitschrift EXEMPLA war. Nach dem Studium, das er mit einer Magisterarbeit über die expressionistische Lyrik von Anton Schnack abschloss, lebte Glöckler viele Jahre in Lissabon.



„Den Zeitzeugen ein Gesicht geben“

Eine Wanderausstellung



Philomena Franz

geb. Köhler * 21. Juli 1922 in Biberach, „Wenn wir hassen, verlieren wir - wenn wir lieben, werden wir reich“!

Philomena Franz ist eine Sintizza und stammt aus einer angesehenen Musikerfamilie aus Oberschwaben. Bis 1938 hatte das Streichquartett, in dem ihr Vater als Cellist und ihre Mutter als Sängerin auftraten, zahlreiche Gastspiele u. a. in der Liederhalle in Stuttgart, im Lido in Paris und im Wintergarten in Berlin. Nachdem 1939 der „Festsetzungserlass gegen Zigeuner“ in Kraft tritt, werden alle Instrumente beschlagnahmt und Philomena, die zuvor als Artistin, Tänzerin und Sängerin auftrat, muss nun in der Firma Haga in Stuttgart arbeiten. Am 21. April 1944 wird Philomena im „Zigeunerlager“ Auschwitz-Birkenau registriert und mit der Häftlingsnummer Z 10550 gezeichnet.

Nachdem in den 1960er Jahren ihr Sohn in der Schule als „dreckiger Zigeuner“ bezeichnet wird, engagiert sich Philomena Franz als Zeitzeugin, um ihre Diskriminierungserfahrungen zu schildern:

„Weil ich überlebt habe, trage ich nun die Verantwortung, meine Erfahrungen als Opfer der NS-Verfolgung weiterzugeben“.

Edward Paczkowski

* 20. März 1930 in Grabow, Polen, „Wir sind alle Menschen - Wir wollen leben“.

Edward Paczkowski stammt aus einer traditionellen Romafamilie, die bis in die 1930er Jahre ein Nomadenleben führt. 1938 macht sich der Vater als Schmied selbstständig und die Familie mit drei Söhnen und drei Töchtern wird in Tomaszów Mazowiecki sesshaft. Edward ist zwölf Jahre alt, als er sich dem Widerstand anschließt und bei Sabotageakten deutsche Panzer sprengt. Als er von einer Patrouille deutscher Soldaten aufgegriffen wird, beginnt sein Leidensweg durch fünf Konzentrationslager von Buchenwald, Auschwitz-Birkenau bis Bergen-Belsen. Am 17. April 1945 wird er durch die Alliierten befreit.

Edward Paczkowski überlebt die Gestapo-Folter, Zwangsarbeit im Steinbruch und Bergbau, aber die Ermordung seiner gesamten Familie und der NS-Völkermord an den Roma bricht ihm das Herz:

„Ich habe die Gehenna – die Hölle – durchlebt. Ich habe die ganze Zeit nur geweint und geweint“.

Wilhelm Brasse

* 3. Dezember 1917 in Saybusch (heute Zywiec), „Immer, wenn ich durch den Sucher schaute, sah ich ihre Gesichter“.

Wilhelm Brasse, Sohn eines Österreichers und einer Polin, beginnt als Jugendlicher eine Lehre als Fotograf in seiner Heimatstadt, später arbeitet er als Portraitfotograf in Kattowitz. 1940 wird er beim Versuch, über die Grenze nach Ungarn zu fliehen gefangen genommen und am 31. August 1940 ins KZ Auschwitz gebracht. Wegen seiner fotografischen Fähigkeiten und Deutschkenntnisse wird Wilhelm im Erkennungsdienst des Lagers als Fotograf eingesetzt. Der Häftling mit der Nummer 3444 wird nicht nur insgesamt 50.000 Menschen für die Lagerkartei porträtieren, sondern auch medizinische Versuche, u. a. die menschenverachtenden Experimente Josef Mengeles, fotografisch dokumentieren müssen. Als Wilhelm kurz vor der Befreiung des Lagers den Befehl erhält, alle Bilder und Negative zu vernichten, widersetzt er sich und rettet diese wichtigen Zeugnisse der NS-Verbrechen für die Nachwelt. Nach dem Krieg will Wilhelm Brasse wieder als Fotograf arbeiten, doch er ist nicht mehr in der Lage dazu:

„Ich hoffe, dass die Menschen von heute nicht noch einmal gedankenlos einem Führer hinterherlaufen“!

Max Mannheimer

* 6. Februar 1920 in Neutitschein (heute Nový Jičín), „Versöhnung als Stärke“.

Max Mannheimer ist das älteste von fünf Kindern einer deutsch-jüdischen Kaufmannsfamilie aus Nordmähren. Obwohl die Familie 1938 weiter in Gebiete flieht, die noch nicht vom Deutschen Reich besetzt sind, werden Mannheimer und seine Frau Eva, seine Eltern und seine Geschwister Käthe, Ernst und Edgar im Januar 1943 über Theresienstadt nach Auschwitz-Birkenau deportiert. Nur Max und Edgar Mannheimer überleben den Holocaust; abgemagert und an Typhus erkrankt erleben beide die Befreiung durch die Amerikaner in Dachau. Max schwört sich, nie wieder deutschen Boden zu betreten. Doch kurze Zeit später, verliebt er sich in eine deutsche Widerstandskämpferin und zieht 1946 mit ihr und der gemeinsamen Tochter nach München.

Max Mannheimer hält immer wieder Vorträge über seine Erlebnisse in der Zeit des Nationalsozialismus, mit denen er über die Schrecken des Dritten Reiches und der Konzentrationslager aufklären will:

„Ich komme als Zeuge jener Zeit (...), nicht als Richter oder Ankläger“.

„Zeitzeugen – Erinnerung wach halten – Geschichte(n) weitergeben“



Von Reiner Engelmann und Bernadette Boos



Erna de Vries geb. Korn

* 21. Oktober 1923 in Kaiserslautern, „Ich wollte noch einmal die Sonne sehen“.

Erna de Vries, Tochter eines christlichen Vaters und einer jüdischen Mutter, hat den Wunsch Ärztin zu werden und beginnt 1942 eine Ausbildung zur Krankenschwester. Im Juli 1943 wird die Mutter deportiert und Erna begleitet sie freiwillig zunächst bis Saarbrücken ins Gestapo-Gefängnis und dann weiter ins KZ Auschwitz Birkenau. Beide müssen im Außenlager Harmense in der Fischzucht Zwangsarbeit leisten. Erna leidet unter eitrigen Wunden an den Beinen und wird deswegen in den Todesblock 25 verlegt. Kurz vor dem Abtransport zur Hinrichtung holt sie ein SS-Mann aus der Gruppe, da sie ein so genannter jüdischer Mischling ersten Grades ist. Sie kommt ins Frauenlager Ravensbrück, wo sie erneut Zwangsarbeit leisten muss. Nach der Räumung des KZ im April 1945, muss Erna mit auf den Todesmarsch, auf dem sie bei Mecklenburg von alliierten Soldaten befreit wird. Erna de Vries ist als Zeitzeugin unterwegs und erfüllt den Wunsch ihrer Mutter, die ihr beim Abschied auf den Weg gegeben hatte:

„Du wirst überleben und erzählen, was man mit uns gemacht hat“.

Heinz Hesdörffer

* 30. Januar 1923 in Bad Kreuznach, „Ich rede, damit ihr wisst, wie es damals war“!

Heinz Hesdörffer erlebt schon während seiner Kindheit in Bad Kreuznach als Jude die antisemitischen Ausgrenzungen. Bis zu seinem 10. Geburtstag hat er viele Freunde; nach Hitlers Machtergreifung wird er von diesen „Freunden“ als „Jud“ verspottet. Nach der Pogromnacht werden der 12-jährige Heinz und sein jüngerer Bruder Ernst mit einem Kindertransport nach Holland geschickt. Als Ernst nach Auschwitz deportiert werden soll, stellt Heinz ein Ersuchen, doch die Genehmigung trifft zu spät ein: „Das verkaufte ich bis heute nicht. Er war doch jünger als ich.“ 1943 kommt Heinz ins Durchgangslager Westerbork, von dort wird er über Theresienstadt nach Auschwitz deportiert, Monate später nach „Schwarzheide“, ein Außenlager von Sachsenhausen, wo er Zwangsarbeit für die Rüstungsindustrie leisten muss. „Wer wird einmal reden, wenn wir nicht mehr leben?“ fragt sich Heinz Hesdörffer im Alter. Als Jugendliche ihn ansprechen, an einem Filmprojekt über die Stationen seines Lebens mitzuwirken, antwortet er:

„Ich werde reden“.

Henriette Kretz

* 26. Oktober 1934 Stanisławów/Polen, heute Ukraine, „Eine Kindheit im Schatten der Shoa“.

Henriette Kretz wächst als Einzelkind der jüdischen Juristin Elza Kretz, geb. Schöps und des jüdischen Arztes Maurycy Kretz auf. Die Verfolgung der Familie beginnt unmittelbar mit dem deutschen Überfall auf Polen im September 1939. Sie fliehen nach Lemberg, später nach Sambor in Ostpolen. Nach dem deutschen Überfall auf die Sowjetunion wird die Familie in ein Zwangsghetto eingewiesen. Henriette überlebt die deutsche Judenverfolgung in verschiedenen Verstecken. Als die Familie nach einem Verrat gefangen wird, heißt der Vater seine Tochter wegzulaufen. Im Rennen hört Henriette zwei Schüsse, dann die Schreie ihrer Eltern. Henriette schafft es, alleine zu fliehen und gelangt schließlich in ein katholisches Waisenhaus, in dem sie bis Kriegsende unerkannt Unterschlupf findet, was vor allem der Ordensschwester Zelina zu verdanken ist. Nach Ende des Zweiten Weltkriegs gelangte sie als Displaced Person nach Belgien. Sie studiert Kunstgeschichte und wurde Lehrerin in Israel. 1969 kehrt sie nach Antwerpen zurück.

Karol Tendra

* August 1921 in Krakau, Polen, „Wir Slawen haben keinen Hass in uns“.

Karol Tendra wird im Mai 1940 zusammen mit seinen Mitschülern, von deutschen SS-Männern aus der Berufsschule in Krakau nach Hannover verschleppt, wo er zwei Jahre für die Rüstungsindustrie Zwangsarbeit leisten muss. Aus Angst vor den Bombenangriffen flieht er zusammen mit einem Freund in die Heimatstadt zurück. Dort wird er jedoch bald aufgegriffen und nach Auschwitz deportiert. Zwangsarbeit, Hunger und die Konfrontation mit dem Tod bestimmen hier seinen Alltag. 1944 wird er in das Lager Leitmeritz, ein Außenlager von Flossenbürg, deportiert, wo er am 8. Mai 1945 von der russischen Armee befreit wird. Karol Tendra ist durch seine Klage gegen das ZDF bekannt geworden, welches das Konzentrationslager Auschwitz fälschlich als polnisches KZ bezeichnet hatte. Tendra gewann den Prozess und engagierte sich weiterhin als unermüdlicher Zeitzeuge. Besonders freut er sich über die Begegnung mit deutschen Gruppen:

„Das ist für mich gelebte deutsch-polnische Freundschaft“!



Josef Königsberg

* 27. Oktober 1924 in Katowice, „Ich habe nie Hass empfunden“.

Josef Königsberg ist Jude und entstammt einer polnisch-deutschen Familie.

„Juden müssen ihre Besitztümer wie Gold, Schmuck, Pelze, Radios, Funkgeräte, Werkzeuge und Fahrräder sofort abgeben! Bei Verweigerung des Befehls droht die Todesstrafe!“ Mit solchen und ähnlichen Sätzen wird das Leben der Familie Königsberg nach Ausbruch des Krieges bedroht. Zunächst glauben sie noch, im Landesinneren vor den Deutschen sicher zu sein, doch dies ist nur von kurzer Dauer. Zunächst wird die Familie im Ghetto von Chrzanów interniert, im Februar 1942 kommen Mutter und Schwester nach Auschwitz und Josef in ein Außenlager von Groß-Rosen. Er und die anderen Häftlinge werden mit Peitschenhieben zur Arbeit gedrängt. Prügel, Hunger und Krankheiten überlebt er nur mit und durch die Hilfe von Freunden. Josef Königsberg beginnt, animiert von seinen Kindern, im Alter seine Lebensgeschichte(n) niederzuschreiben; Bücher gegen das Vergessen:

„Ich habe erlebt und überlebt“!

Leon Weintraub

* 1. Januar 1926 in Łódź/Polen, „Versöhnung mit dem Bösen“.

Leon Weintraub ist das fünfte Kind einer jüdischen Familie; der Vater stirbt 1927 und Leon wächst in Armut und unter schwierigen Verhältnissen in Łódź auf. Leon geht sechs Jahre zur Schule, bevor er im Winter 1939 ins Ghetto Litzmannstadt umsiedeln muss. 1944 wird er nach Auschwitz-Birkenau deportiert, wo er von seiner Mutter und seinen vier Schwestern getrennt wird. Leon entkommt dem „Tod durch Vergasung“ nur, weil er sich einem Häftlingstransport ins KZ Groß-Rosen anschließen kann. Später muss er weiter in die Konzentrationslager Flossenbürg und Natzweiler-Struthof. Die Befreiung erlebt Leon Weintraub durch französische Truppen in der Nähe von Donaueschingen. Er wiegt nur noch 35 Kilogramm und leidet an Typhus. Von seiner Familie überleben nur drei seiner älteren Schwestern das KZ Bergen-Belsen. Nach dem Medizinstudium in Göttingen kehrt Dr. Weintraub 1950 in seine Heimat zurück, aber 1969 verliert er in Folge des zunehmenden Antisemitismus in Polen seine Anstellung als Oberarzt. Daraufhin wandert er mit seiner Familie nach Schweden aus:

„Die Erinnerung an das Geschehene lebendig zu halten, ist eine Art Gewähr dafür, dass so etwas nie wieder vorkommt. Das Schlimmste ist das Vergessen“.

Alodia Witaszek-Napierala

* 3. Januar 1938 in Poznań/Polen, „Ein Kind mit zwei Müttern“.

Alodia Witaszek ist gerade fünf Jahre alt, als ihr Vater, ein angesehener Arzt und Wissenschaftler im Januar 1943 als Widerstandskämpfer von den Nationalsozialisten hingerichtet wird. Wenige Tage später wird ihre Mutter ins KZ Auschwitz deportiert. Alodia bleibt alleine mit ihren vier Geschwistern zurück. Wegen ihrer blonden Haare und blauen Augen wird Alodia als „rasse-nützlich“ in ein „Lebensborn“-Heim nach Bad Poltitz verschleppt. Hier erhält Alodia den Namen Alice Wittke. Im April 1944 wird sie als „Geschenk des Führers“ einer deutschen Familie zur Adoption übergeben. Von nun an heißt sie Alice Luise Dahl und wohnt in Stendal, wo sie bis Herbst 1947 lebt. Alodias Mutter überlebte das KZ und suchte zwei Jahre nach ihren Kindern. Kurz vor Weihnachten 1947 hatte sie endlich Erfolg und Alodia konnte zu ihrer fast vergessenen Familie zurückkehren. Ihre polnische Muttersprache aber musste sie ganz neu erlernen. Den Kontakt zu ihrer deutschen Familie gab Alodia Witaszek nie auf. Ihre polnische Mutter und ihre deutsche „Mutti“ lernten sich Jahre später kennen und schlossen sogar Freundschaft:

„Wenn ich in Ruhe zu Hause sitze, dann kommt das immer wieder hoch“.

Eva Mozes Kor

* 31. Januar 1934 in Portz (heute Port), Rumänien „Ich habe den Nazis vergeben“.

Eva Mozes Kor wird zusammen mit ihren Eltern und drei Schwestern 1944 nach Auschwitz deportiert. Sie und ihre Schwester Miriam werden bei der Selektion auf der Rampe ausgesucht- die beiden sind eineiige Zwillinge. Josef Mengele missbraucht sie für seine grausamen Versuche und Experimente. Doch die zwei zehnjährigen Mädchen überleben den Holocaust und übersiedeln 1950 nach Israel. Eva Mozes Kor zieht 1960 zusammen mit ihrem Mann in die USA. Dort gründet sie die Initiative C.A.N.D.L.E.S., die u. a. versucht, die medizinischen Hintergründe der Versuche ans Licht zu bringen, um Überlebende der Zwillingsexperimente gezielter behandeln zu können.

Eva Mozes Kor setzt sich aber auch für Versöhnung und Vergebung zwischen Opfern und Tätern ein. Sie trifft sich mit Nachkommen von NS-Verbrechern, z. B. mit dem Enkel des Auschwitz-Kommandanten Höß:

„Ich verzeihe den Tätern - nicht weil sie es verdienen, sondern weil ich es verdiene!
Ein Opfer hat das Recht irgendwann frei zu sein, und man kann nicht frei sein von dem, was einem angetan wurde, wenn man diese tägliche Last aus Schmerz und Wut nicht abschüttelt“.



Tadeusz Sobolewicz

* 26. März 1925 in Posen,
"Vergebung, Versöhnung ist
wichtig - Aber wir dürfen nicht
vergessen"!

Tadeusz Sobolewicz wird mit 17 Jahren von der SS verhaftet; nach zwei Monaten Gefängnis kommt er im November 1941 nach Auschwitz; Hunger, Zwangsarbeit und Tod sind tägliche Begleiter. Er erkrankt an Fleckfieber, überlebt dank der Hilfe von Freunden; es folgen neue Arbeitskommandos; dann, 1943, die Deportation nach Buchenwald; dort wird er im Arbeitskommando „Buchenwaldbahn“ eingesetzt; später Verlegung in das Lager Mülsen; hier entgeht er nach einem Brand in der Häftlingsunterkunft nur knapp dem Tod. Nach dem Krieg wird Tadeusz Theater- und Filmschauspieler. In dem Film „Triumph des Geistes“, der am Originalschauplatz in Auschwitz gedreht wird, übernimmt Tadeusz Sobolewicz die Rolle eines SS-Mannes und fungiert gleichzeitig auch als wichtiger Berater bei den Dreharbeiten:

„Ich bin ein Überlebender, ich muss auch für die Menschen reden, die ermordet wurden. Das ist das Schicksal der Überlebenden“.

Esther Bejarano

geb. Loewy * 15. Dezember
1924 in Saarlouis,
"Ich habe viel Glück in
meinem Leben gehabt."

Esther Bejarano, Tochter eines Oberkantors, lernt als Kind schon früh Klavier spielen. 1939 trennt sie sich von ihren Eltern, um sich in der Nähe von Berlin auf die Auswanderung nach Palästina vorzubereiten. Ihre Eltern werden im November 1941 in Kowno von den Nazis ermordet und Esther kommt in ein Zwangsarbeitslager. Am 20. April 1943 wird Esther Bejarano nach Auschwitz deportiert, wo sie in einem Arbeitskommando Steine schleppen muss. Als für das Mädchenorchester eine Akkordeonistin gesucht wird, meldet sie sich und bringt sich in kürzester Zeit das Spielen auf dem Instrument bei. Esther überlebt Auschwitz und danach auch das KZ in Ravensbrück. Als sie sich mit anderen KZ-Häftlingen auf einem der Todesmärsche befindet, gelingt ihr die Flucht. Esther Bejarano tritt heute u. a. mit ihrer Rapperband Microphone Mafia auf, mischt sich ein und bezieht Stellung:

„Ihr habt keine Schuld an dieser Zeit. Aber ihr macht euch schuldig, wenn ihr nichts über diese Zeit wissen wollt“.

Reiner Engelmann, Sozialpädagoge und Jugendbuchautor und Bernadette Boos, Theatermacherin und Trainerin, führen seit 2010 im Bereich der Prävention und der Erinnerungsarbeit Studienfahrten zu Gedenkstätten des Holocaust durch. Während der Rechercharbeiten zu den Büchern „Der Fotograf von Auschwitz“ und „Wir haben das KZ überlebt“ (diese und weitere Bücher sind beim Verlag cbt. erschienen), haben sie mit elf noch lebenden Zeitzeugen Kontakt gehabt und sind diesen Menschen (teilweise in ihren privaten Wohnungen) und ihrem außergewöhnlichen Schicksal sehr nahe gekommen. Diese Gespräche haben das Künstlerehepaar und seine Sicht auf die Welt verändert. Besonders die deutsche Vergangenheit, aber auch ganz aktuelle Entwicklungen zeigen sich nach diesen Begegnungen in einem anderen, schärferen Licht, lassen aufhorchen, machen sensibel und betroffen. Diese intensiven Eindrücke, Erlebnisse und Erfahrungen wollen die Porträts der Ausstellung **„Den Zeitzeugen ein Gesicht geben“** transportieren und sichtbar machen.

Die letzten Menschen, die Auschwitz und den Holocaust überlebten, werden uns bald nicht mehr als Zeitzeugen zur Verfügung stehen können. Um die Erinnerung dennoch lebendig zu halten und auch an Jüngere eindrücklich weiter vermitteln zu können, haben Reiner Engelmann und Bernadette Boos vor, ganz im Sinne des verstorbenen Zeitzeugen Elie Wiesel: **„Jeder, der heute einem Zeugen zuhört, wird selbst ein Zeuge“**, das Anliegen der Erinnerungsarbeit voranzutreiben und umzusetzen. Die Ausstellung besteht aus **14 großformatigen Graffiti-Porträts** in DIN A0 und **14 Texttableaus mit Kurzbiografien, Drei Texttafeln** DIN A0 zur Entstehung und Hintergründen der Ausstellung. Die Gestaltungstechnik des **Graffiti** ist bewusst gewählt, da sie eine Bildsprache der Jugendkultur darstellt; die XXL-Formate sollen raumgreifend wirken und in ihrer Dimension und Machart an echte Wandgraffiti im urbanen Umfeld erinnern.

Das Begleitprogramm

Die Ausstellung kann begleitet und ergänzt werden durch **Veranstaltungen** mit Reiner Engelmann und Bernadette Boos. Workshops, Vorträge, **Autoren- und Konzertlesungen** mit Erfahrungsberichten und Frage- und Diskussionsrunden, sowie Beratungen zu (und) **regelmäßigen Studienfahrten nach Auschwitz** sind möglich.

Nachhaltigkeit

Die Zeitzeugen-Exponate können als **Wanderausstellung** von Schulen, Bildungsträgern, Synagogenvereinen und Gedenkstätten ausgeliehen werden, um als Einstieg und Sensibilisierung für das Thema **„Kultur der Erinnerung“** genutzt zu werden. Dabei soll nicht nur über Fakten informiert werden, sondern auch die emotionale, empathische Ebene berührt werden. Wir möchten Schülerin Schülerinnen und Pädagogen und Pädagoginnen anregen und motivieren, sich selbstständig mit Biografie- und Erinnerungsarbeit auseinander zu setzen.

Reiner Engelmann

hat als Sozialpädagoge über Jahrzehnte an einer Förderschule gearbeitet und sich dort für eine Kultur der Anerkennung stark gemacht. Im Rahmen seines Engagements begann er, mit Schulklassen Studienfahrten nach Osthofen und Auschwitz zu unternehmen. Reiner Engelmann hat mehr als 30 Bücher, u. a. für Amnesty International veröffentlicht. Seine Bücher behandeln vor allem die Würde des Menschen, Respekt und Gewaltfreiheit. www.reiner-engelmann.de

Bernadette Boos

ist Diplom-Figurespielerin, Theaterpädagogin und Trainerin in der Erwachsenenbildung. Sie steht normalerweise als Performancekünstlerin und Sängerin auf der Bühne. Mit ihrer Tourneebühne theater nomad zeigt sie Solostücke, Kindertheater und Szenenprogramme. Sie gibt Workshops zu Szenischem Spiel und Improvisationstheater und entwickelt mit Kids und Jugendlichen Hip-Hop und Poetry Slam-Projekte. Als Trainerin unterrichtet sie Migranten und Migrantinnen im Bereich der Alphabetisierung.

„GRÜN: DER ÜPPIGEN“

Annette Rümmele, Edition Maya,

Das Cover zieht mich magisch an und lädt mich ein. Gerne verweile ich. In Annette Rümmeles neuestem Buch, das soeben in der Edition Maya erschienen ist, finde ich Orte, an denen ich mich gerne ausruhe. Gleich zu Beginn finde ich Worte „Schau tief in die Natur, dann wirst du alles besser verstehen“, die uns Albert Einstein hinterlassen hat. Wenn wir sie finden, die Stille in der Natur, ist sie Quelle der Inspiration und Heilung. Mit wenigen Worten vermag die Autorin unsere Sinne zu öffnen. Sie nimmt uns freundschaftlich mit, um unsere Feinfühligkeit für das Leben zu wecken, damit wir es wieder neu erspüren. Gerne begleite ich sie.

Wind im Haar

Stille im Garten

Durch dein Haar

Streicht leise Wind

zwei Bienen summen

Atempause

erträume

deine Zukunft

atme

Ich bin berührt von den leisen Tönen der Worte und schöpfe Hoffnung daraus. Dieses wundervolle Buch streift mit Stille, Sehnsucht, Liebe, Grün, Hoffnung, Licht und der Endlichkeit alle Themen des Lebendigen. Ich finde Trost und Zuversicht im Alltag. Im Epilog finde ich einen wichtigen Hinweis, den uns Annette Rümmele an die Hand gibt.

Sinne wecken

der eigenen Spur folgen

das Leben gestalten

In Annettes neuem Lyrikband „Grün: der üppigen“ verspüre ich den melodischen Klang der Sprache. Die Autorin führt uns mit sanfter und doch fester Hand durch ihre Gedichte ins Licht der heilenden Hoffnung.

Dieses Buch ist mir ein wertvoller Begleiter durch meinen Alltag. Wie schreibt der Herausgeber Rüdiger Heins: „Der Weg zur Heilung führt über Liebe, Grün und Hoffnung zum Licht“.

Katharina Dobrick
schrieb diese Rezension



Annette Rümmele, Jahrgang 1957, ist promovierte Diplompsychologin, Autorin, stellvertretende Chefredakteurin der eXperimenta und mitverantwortlich im Verlag EDITION MAYA. Nach langjähriger Tätigkeit als Wissenschaftlerin und Dozentin im In- und Ausland ist sie im literarischen Metier tätig. Sie schreibt Essays, Kurzgeschichten, Gedichte und experimentelle lyrische Prosa. Veröffentlichungen unter anderem: *Die Poesie der Gestalt*, EDITION MAYA, 2017. *Wie meine Oma mir beibrachte, ohne Augen zu sehen*, Bübül Verlag Berlin, 2020. *Kuckucksruf*, Gedichte. EDITION MAYA, 2022.

Siehe auch: www.creativforum.art



Katharina Dobrick, schreibt Lyrik und Prosa, ist Mitglied im Verein für Leseförderung, im Netzwerk für Lyrik, aktiv in der Kreativ-Schreibgruppe 7punkt3. Ihre Texte sind in etlichen Anthologien, z.B. „365 Tage Liebe“, „365 Tage Frieden“ erschienen in der Edition Maya, sowie in eigenen Büchern.



Die Dichterin **Claudia Freund** wurde 1969 in Bad Dürkheim geboren. Dort wuchs sie auf und machte auf dem Werner-Heisenberg-Gymnasium ihr Abitur. Nach der Schule absolvierte sie eine Ausbildung zur Sparkassenkauffrau. Ihrem Beruf und ihrem Arbeitgeber ist sie bis heute treu geblieben. Claudia Freund hat eine erwachsene Tochter und einen zwölfjährigen Sohn. Mit Mann und Kind lebt sie heute in Lambrecht mitten im Pfälzerwald und schreibt dort ihre Gedichte.



Katharina Dobrick, schreibt Lyrik und Prosa, ist Mitglied im Verein für Leseförderung, im Netzwerk für Lyrik, aktiv in der Kreativ-Schreibgruppe 7punkt3. Ihre Texte sind in etlichen Anthologien, z.B. „365 Tage Liebe“, „365 Tage Frieden“ erschienen in der Edition Maya, sowie in eigenen Büchern

„NEUER TAG – ICH KOMME“

Claudia Freund, Verlag Edition Maya

Das neue Buch von Claudia Freund hat mir den Weg bereitet. Bereit: der Titel „Neuer Tag – ich komme“ ruft mir zu: „Ja, ich komme“. Das Coverbild, von Jürgen Fiege liebevoll gestaltet, zeigt uns, wohin wir uns führen lassen können. Gehen wir miteinander in die Zukunft!

Es beginnt mit Visionen „Es war einmal...“ Wir erinnern uns, halten inne, um uns zu besinnen. Dieses Buch hat mich in Atem gehalten. Gebannt schaue ich zurück an Orte, die ich kennenlernen durfte und tief in mir wieder entdecken konnte. Die Autorin spricht in einer klaren Sprache, stellt dabei die Frage

Was wäre
wenn ich etwas wäre
(wenn du)
was wäre, wenn
(wir)
lasst es
uns probieren

denn was wäre
wenn nicht?

Die Themen des Lebens, auch die dunklen, werden durch Claudia Freund an die Oberfläche geholt. Hier finden sie hoffentlich Gehör. Ihr Gedicht „einen Samen pflanzen“ spricht mich besonders an. Lasst uns neu (Anfang) beginnen. Eine wunderschöne Vorstellung, wenn wir uns immer wieder fragen: „was wäre, wenn“? Im „Ortswechsel“ finden wir vielleicht eine Lösung. Wo kommen wir her und wo wollen wir hin? Dort finde ich einen „Ort der Stille“.

Möchte es

mir dort gemütlich
machen
in einer
Ecke
kuscheln
mir Gedanken
machen über
dies
und
das

Erholung finden
von der lauten
Welt

In dem Buch „Neuer Tag – ich komme“ stellt die Autorin den Menschen in den Vordergrund. Wir erinnern uns an das, was gewesen ist, umarmen die Welt und freuen uns auf das „Licht des Friedens“. Möge es uns bald erreichen.

Lass uns / still unsere / Gedanken lesen/
Lass uns / ohne Worte / Geschichten erzählen /
Lass uns / füreinander / genug sein/
Lass uns / glücklich (sein)

Dieses ist mir eine wunderschöne Vorstellung.
Lasst uns miteinander den Frieden gestalten
und glücklich leben.

Katharina Dobrick
schrieb diese Rezension



Loslassen

Wie man das Alter mit Gelassenheit schafft

Ein Essay von Anton Hunger

Vor dem Ende kommt das Alter

Wer in diesem Essay von Anton Hunger eine Gebrauchsanweisung für das Loslassen im Alter sucht, wird diese nicht finden. Vielmehr beschäftigt sich der Autor auf gut 200 Seiten detailliert mit wesentlichen Fragen, die sich mit zunehmendem Alter vertieft stellen. Welchen Sinn hat mein Leben? Geben unterschiedliche Religionen brauchbare Antworten? Mit wem kann ich mich austauschen oder was wird vermieden bzw. tabuisiert? Lösungen im strengen Sinn bietet der Autor nicht an. Als aufmerksame Leserin aber kann ich sie in den Ausflügen in die biografischen Details des Autors finden. Wie so oft liegen Antworten in den Weisheiten der Ahnen.

Seine Auseinandersetzungen mit passenden Zitaten aus der Geschichte lesen sich stets kurzweilig und informativ. Unverblümt und wortreich erzählt der Autor aus seinem fulminant abwechslungsreichen Leben und seiner großen Kenntnis der Literatur. Alle Geschichten sind deftig gewürzt mit einer ordentlichen Portion Humor. So, wenn er sich z. B. über seine jugendliche Beurteilung von Treppenliften lustig macht oder den Zeugen Jehovas rät, einen Bausparvertrag abzuschließen, denn wer einen solchen besitzt „hat auch nach dem Weltuntergang noch ein Dach über dem Kopf“.

Jede Altersstufe sei beschwerlich für den, „der in sich selbst nicht die Voraussetzung hat, gut und glücklich zu leben“ zitiert er Cicero. Es gilt also in jedem Alter, sich seiner eigenen Verantwortung gegenüber sich selbst bewusst zu sein. Denn „Alt wird man, wenn man nicht rechtzeitig stirbt.“ So lässt uns Anton Hunger mit seinem Long-Essay an seinem Lernprozess des gelassenen Loslassens teilhaben und verweist auf die ewige Sinnsuche, die bis ins hohe Alter relevant ist. Auch wenn seine Vorschläge für ein gelungenes Ende zuweilen „hochpreisig“ erscheinen und für viele Menschen wahrscheinlich materiell nicht erreichbar sind. Aber auch das könnte der Autor mit Augenzwinkern geschrieben und humorig aufgefasst haben.

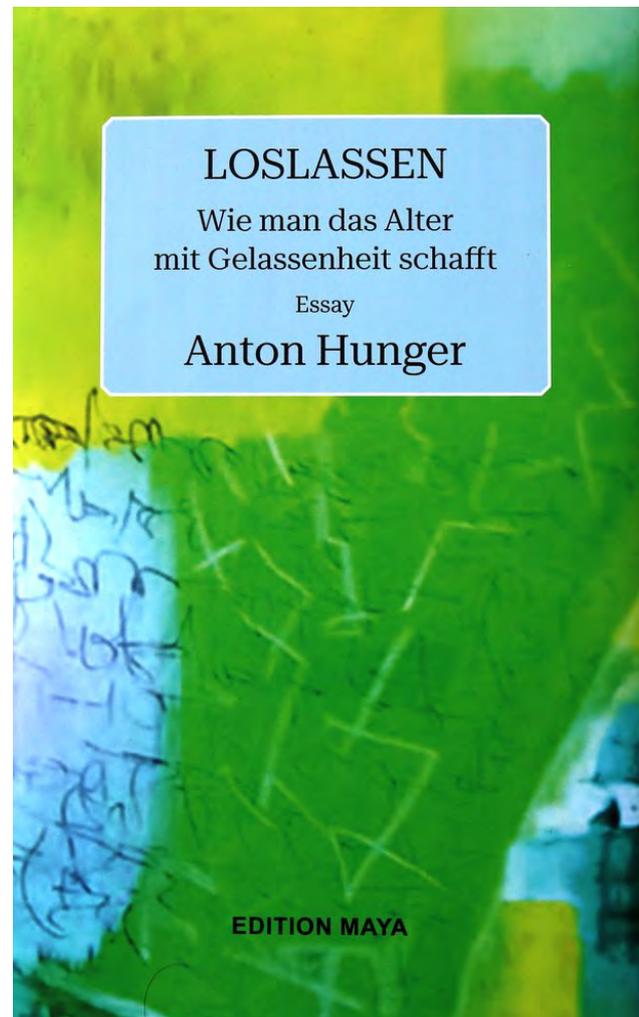
Mit Hintersinn geschrieben, heiter zu lesen!

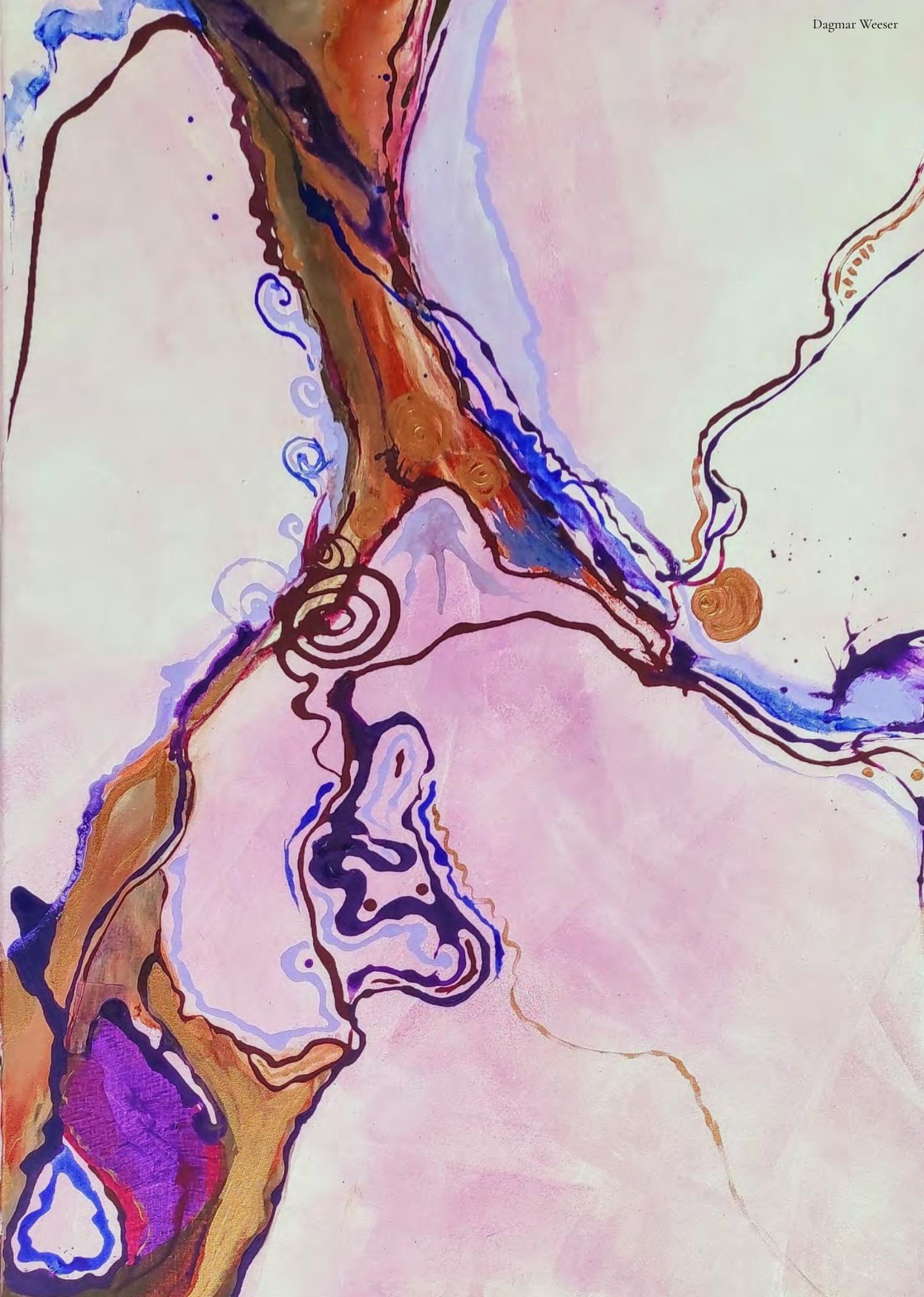
Dr. Annette Rümmele

Anton Hunger
Loslassen. Wie man das Alter mit Gelassenheit schafft

Essay

EDITION MAYA 2025
204 Seiten Hardcover
ISBN: 978-3-930758-98-2
24,00 Euro





Frank Witzel erhält den Joseph-Breitbach-Preis 2025



Der Schriftsteller, Illustrator, Radiomoderator und Musiker Frank Witzel bekommt den Joseph-Breitbach-Preis für 2025.

Der Preis würdigt Witzels „Gesamtwerk“, das in der deutschen Gegenwartsliteratur einzigartig ist. Damit ist ihm eine fantastische Archäologie der untergegangenen Bundesrepublik gelungen, teilte die Akademie der Wissenschaften und der Literatur in Mainz mit. Frank Witzel veröffentlichte zahlreiche Gedichte in alternativen Literaturzeitschriften wie „Die Gießkanne“. Für seine Romane erhielt er bereits zahlreiche Auszeichnungen. In seinen Geschichten ist die jeweils politische Veränderung auf literarische Formen spürbar.

Diese Auszeichnung ist nach dem in Koblenz geborenen Schriftsteller Joseph Breitbach gewidmet. Joseph Breitbach ist in Ehrenbreitstein geboren (20.09.1903 – 09.05.1980). Er hat sich in seinem Leben, insbesondere nach seiner Übersiedlung nach Frankreich, immer für eine Verbesserung der kulturellen und politischen deutsch-französischen Beziehungen eingesetzt.

Die Preisverleihung findet Mitte September in Koblenz statt.

Von Katharina Dobrick



Weitere Angebote

Dr. Sarah Kiyarad
Dr. Khosro KiyaradIran – Land der
Sonnenmänner und
Löwenfrauen

31.10. – 3.11.

Iran? Heißt es nicht eigentlich Persien? Gehört das Land wirklich zur vielbeachteten arabischen Welt, in die es oft eingeordnet wird – oder ist es etwas ganz Anderes? Und wo steht das Land drei Jahre nachdem es wieder einmal in den Fokus der Weltöffentlichkeit gelangte – mit einer prominent von Frauen und der Generation Z angeführten Protestbewegung? Gehen Sie mit uns auf Reisen: Wir blicken im Seminar auf die wichtigsten Wegmarker und Wendepunkte der jahrtausendalten iranischen Geschichte sowie die Geografie Irans. Außerdem vertiefen wir die jüngsten Ereignisse und befassen uns insbesondere mit der Rolle der Frauen. Abgerundet wird das Seminar mit Einblicken in die reiche Kultur Irans und zeitgenössischen wie historischen Beispielen aus Literatur, Kino, Bildender Kunst und Musik. Im Rahmen des Seminars wird ein Konzert von Arash Sasan mit iranischen Musikimpressionen stattfinden.

Dr. Amin Strohmeyr

Exilromane

Deutsche Literatur in der
Emigration 1933 bis 1945

7. – 9.11.

Im Mai 1933 kam es in vielen Städten Deutschlands zu organisierten Bücherverbrennungen. Die Werke systemkritischer Literaten sollten vernichtet und deren Autoren der Verfolgung preisgegeben werden. Damit wurden in der NS-Zeit viele deutschsprachige Autoren ins Exil getrieben, das zu einem großen Thema ihrer Literatur wurde. Trotz persönlicher und ökonomischer Schwierigkeiten entstand eine Vielzahl von Romanen, die bis heute nichts von ihrer dokumentarischen und künstlerischen Authentizität verloren haben. Das Seminar will einige dieser Exilromane und Autoren vorstellen, bekannte, aber auch weniger bekannte, zum Teil erst in jüngerer Zeit vom Referenten wiederentdeckte und edierte Werke. Es sollen prägnante Schlüsselstellen stellvertretend für das große Ganze vorgestellt, analysiert und in den biografischen und zeitgeschichtlichen Kontext gestellt werden.

Datum

3. – 5.10.2025

Beginn 18.30 Uhr mit dem Abendessen
Ende ca. 12.30 Uhr mit dem Mittagessen

Preis

Preis inkl. 2 x Vollpension
EZ 347 € / DZ 289 €
ohne Zimmer 213 €

Kontakt

Schwabenedemie Irsee
Klosterweg 4
87660 Irsee
Telefon: 08341 906 - 661 und - 662
E-Mail: buero@schwabenedemie.de
Web: www.schwabenedemie.de

Anfahrt

Pkw

Über die A 96, Abfahrt Nr. 20 (Bad Wörishofen) Richtung Kaufbeuren fahren. Nach ca. 15 km im Kreisverkehr nach Irsee abbiegen. In Irsee sind am Klosterparkplatz und am Meinrad-Spielplatz E-Ladesäulen installiert.

ÖPNV

Mit dem Zug bis Bahnhof Kaufbeuren. Von dort mit dem Taxi nach Irsee, alternativ an Werktagen mit dem Bus (Linie 5 bis Pfarrer, Umstieg in Linie 26 bis Irsee, Kriegerdenkmal; Dauer ca. 25 min). Fahrplan unter www.vg-kirchweithal.de bzw. telefonische Auskunft unter 08341 / 809 529.

Fahrrad

Für E-Bikes stehen am Klostergebäude „Küferrei“ Abstellplätze und Lademöglichkeiten (nach Anmeldung) bereit.

Prof. Dr. Mario Andreotti

Die Dichtung
unserer Epoche

PROGRAMM

Freitag, 3. Oktober 2025

18.30 Uhr Abendessen

20.00 Uhr Öffentlicher Abendvortrag

Ist das Buch am Ende?

Der Buchmarkt in der Krise

Es ist geradezu paradox: Da schreiben immer mehr Menschen Bücher, die von immer weniger Menschen gelesen werden. In den letzten fünfzehn Jahren mussten allein in der Deutschschweiz weit über hundert Buchhandlungen schließen oder wurden von größeren Ketten übernommen. Für diese Krise lassen sich freilich Gründe nennen, auf die der Vortrag eingehen wird. Er wird unter anderem aufzeigen, inwiefern die Buchmarkt-Krise im Grunde eine Lese-Krise ist, da sich das Leseverhalten der heutigen Generation grundlegend verändert hat. Er wird aber auch zeigen, wie die Buchbranche auf diesen Wandel reagiert hat und noch reagiert. Schließlich wird darzulegen sein, warum sich das Buch trotz der rasanten Entwicklung des Internets auch in Zukunft behaupten wird.

Samstag, 4. Oktober 2025

9.00 – 10.30 Uhr Von der Protest- zur Eventkultur
Die Literatur unserer Zeit: Ein kurzer Überblick
Der Roman der «Neuen Subjektivität»

10.30 Uhr Kaffeepause

11.00 – 12.30 Uhr Momentaufnahmen des Alltags
Neue Innenlichkeit in der Alltagslyrik der 1970er Jahre

12.30 Uhr Mittagessen

15.00 – 16.30 Uhr Erzählen im postmodernen Roman
Das Spiel mit traditionellen Mustern
Intertextualität und Mehrfachkodierung

16.30 Uhr Kaffeepause

17.00 – 18.30 Uhr Die Lyrik der Postmoderne
Der ironisch gebrochene Rückgriff auf
ältere Gedichtformen

18.30 Uhr Abendessen

Sonntag, 5. Oktober 2025

9.15 – 11.00 Uhr Der Aufbruch der Frauen
Die MeToo-Bewegung
Neue Schreibweisen in der
Frauenliteratur

11.00 Uhr Kaffeepause

11.15 – 12.30 Uhr Sprache als autonomes Spielmaterial
Das Sprachexperiment in Erzählprosa
und Lyrik der „Zweiten Moderne“

12.30 Uhr Mittagessen / Seminarende

- Änderungen im Programmablauf vorbehalten -

Literaturhinweis für jene, die sich gerne auf das Seminar
vorbereiten möchten

Mario Andreotti: Die Struktur der modernen Literatur: Neue Formen und Techniken des Schreibens. Mit einem Glossar zu literarischen, linguistischen und philosophischen Grundbegriffen. UTB-Band 1127, 6., stark erweiterte und aktualisierte Auflage. Bern 2022 (Haupt).

Bildnachweis: Pixabay

KUNST – LITERATUR – MUSIK

Die Dichtung unserer Epoche

Formen der Erzählprosa und Lyrik
in der deutschen Literatur seit der
Tendenzwende 1970

Mit dem Ende der klassischen Moderne und der Tendenzwende um 1970 setzt jene Epoche ein, die wir mit einem etwas unscharfen Sammelbegriff als „Gegenwartsliteratur“ bezeichnen. Sie lässt sich, stark vereinfacht, in drei dominante Stilrichtungen unterteilen: In die Neue Subjektivität der 1970er Jahre, in die Postmoderne ab 1980 und in die „Zweite Moderne“ ab Mitte der 1990er Jahre, wobei diese drei Stilrichtungen z.T. auch konträrkürlich nebeneinander verlaufen. In unserem Seminar besprechen wir Texte aus Erzählprosa und Lyrik, die jeweils für jede der drei Stilrichtungen repräsentativ sind. Das Seminar richtet sich an alle, die mehr über die Dichtung unserer Epoche erfahren möchten, aber auch an praktizierende Autorinnen und Autoren gleichsam als Impuls für ihr eigenes literarisches Schreiben.

Referent

Prof. Dr. Mario Andreotti

Bis 2017 Dozent für Neuere deutsche Literatur an der Universität St. Gallen; heute noch Gastvorlesungen an zwei pädagogischen Hochschulen; daneben Fachreferent in der Weiterbildung der Deutschlehrkräfte an höheren Schulen; Mitglied des Preisgerichtes für den Bodensee-Literaturpreis und der Jury des Ravicini-Preises für wissenschaftliche Arbeiten über Trivialliteratur, Solothurn; Sachbuchautor, wohnt in Eggersriet (SO)/Schweiz



experimenta

Magazin für Literatur, Kunst und Gesellschaft
www.experimenta.de

Herausgegeben vom INKAS – INstitut für KreAtives Schreiben im Netzwerk für alternative Medien- und Kulturarbeit e.V., Villa Confeld, Niederheimbachtal 51, 55413 Niederheimbach.

Herausgeber:

Prof. Dr. Mario Andreotti und Rüdiger Heins

Chefredaktion:

Peter Reuter, Chefredakteur

Dr. Annette Rümmele, Stellvertretende Chefredakteurin

Jürgen Fiege, verantwortlich für den Bereich Kunst

Jens-Philipp Gründler, Mitglied der Chefredaktion

Marianne Schaufler, Mitglied der Chefredaktion

Redaktion:

Annette Rümmele (Prosa und Lyrik)

Barbara Rossi (Lektorat)

Barbara Wollstein-Pinheiro (Filmkolumne, Prosa)

Christoph Spanier (Webmaster)

Claudia Freund (Lektorat)

Dagmar Weeser (Kunst)

Erich Pfefferlen (Endkorrektur und Pressearbeit)

Franziska Range (Internet)

Jürgen Fiege (Kunst)

Katharina Dobrick (Social Media)

Marianne Schaufler

Peter Reuter (Prosa und Lyrik)

Rüdiger Heins (Literatur, Bildende Kunst und Fotografie)

Korrespondenten:

Prof. Dr. Mario Andreotti (St. Gallen, CH)

Layout: Jürgen Fiege

Webdesign:

Christoph Spanier

Künstlerische Beratung:

Rüdiger Heins

Druck: bookpress

Druckausgabe: Bestellungen der Printausgabe ausschließlich unter folgender E-Mailadresse: abo@experimenta.de

Anfragen an: info@inkas-institut.de

Redaktionsanschrift:

experimenta
Villa Confeld
Niederheimbachtal 51
55413 Niederheimbach

Einsendungen erwünscht!

Literarische Beiträge bitte mit Bild und Kurzvita an:

redaktion@experimenta.de. Alle sonstigen Rechte liegen beim INKAS – INstitut für KreAtives Schreiben.

Für eingesandte Beiträge übernehmen wir keine Haftung. Die Rechte der namentlich gekennzeichneten Beiträge liegen bei den Autoren und Autorinnen. Alle sonstigen Rechte beim INKAS – INstitut für KreAtives Schreiben mit Sitz in Bad Kreuznach und beim Netzwerk für alternative Medien- und Kulturarbeit e. V.

Für die Inhalte und die künstlerische Aussage der Texte, Fotografien und Illustrationen sind die Urheber und Urheberinnen selbst verantwortlich. Sollte gegen geltendes Urheberrecht verstoßen worden sein, bitten wir um sofortige Benachrichtigung.

Bilder: Privatbilder wurden von den Autoren und Autorinnen selbst zur Verfügung gestellt.

© ID Netzwerk für alternative Medien- und Kulturarbeit e.V.

100.000 Aufrufe

ISSN: 1865-5661

urn:nbn:de:0131-eXperimenta-2025-074

Künstlerin des Monats: Marlies Blauth

Titel: Mädchen-Straßenbahn

Rücktitel: klein





... den Abschied nehmen,
wenn es Zeit geworden ist.
Euch danke sagen ...

experimenta

Herausgegeben von Prof. Dr. Mario Andreotti und Rüdiger Heins

07/08/2025